





Wohnen

Gesellschaften verändern sich. Das war schon immer so. Auf unserer Welt, in Europa, hier bei uns in Deutschland. Heute werden wir immer älter, die Geburtenzahlen sinken. Unsere Haushaltsstrukturen verschieben sich – weg von der klassischen Familie, hin zu mehr Klein- und Single-Haushalten. Durch Zuwanderung können wir Fachkräftemangel und Bevölkerungsschwund teilweise ausgleichen; gleichzeitig führt diese zu einem Anstieg der Bevölkerung in einzelnen Städten und Regionen.

Unsere Ansichten über das Wohnen verändern sich entsprechend. In der Nachkriegszeit wurde Wohnen als Grundbedürfnis verstanden. In den Jahren des Wirtschaftswunders galt das Eigenheim als Ausdruck von Wohlstand, Sicherheit und gesellschaftlichem Aufstieg. Seit den 1970er Jahren trat die soziale Perspektive stärker in den Vordergrund. Wohnen wurde mehr und mehr als soziales Gut bewertet. Mit der wachsenden Dynamik der Immobilienmärkte seit den 2000er Jahren entwickelte sich das Thema zu einer öffentlichen Leitfrage, eng verknüpft mit unserem Verständnis von Gerechtigkeit, Teilhabe und gesellschaftlichem Zusammenhalt.

Gutes Wohnen ist für uns heute ein gesellschaftlicher Wert. Gleichzeitig sind Wohnen und Wohnungsbau eng verknüpft mit unseren Werten der Nachhaltigkeit: klimaneutrales Bauen, inklusive Wohnkonzepte und gerechte Zugänge für alle Bevölkerungsgruppen; gesellschaftliche Verantwortung, ökologische Transformation und soziale Fairness.

Dass in Deutschland zu wenig Wohnraum geschaffen wird, ist bekannt. Wir müssen mehr Wohnraum – guten und bezahlbaren Wohnraum für gutes Wohnen – schaffen. Aber wie? Und für wen? Mögliche Antworten zeigen wir in diesem Heft auf.

So weisen Anna Popelka und Georg Poduschka darauf hin, dass das, was wir „Wohnung“ nennen, seit über hundert Jahren erstaunlich unverändert geblieben zu sein scheint: Ein-, Zwei-, Drei- und Vierzimmerwohnungen. Diese starren Muster aber werden der Vielfalt unserer Gesellschaft nicht mehr gerecht. Architektur, so formulieren es beide, ist ein permanenter Justierungsprozess. Gefragt ist ein Wohnungsbau, der die Weiterentwicklung von Wohnformen ermöglicht, der Lebensräume schafft – Häuser, Siedlungen und Quartiere, in denen sich Nachbarschaften entwickeln und unterschiedliche Lebensentwürfe Platz finden können. Gleichzeitig müssen wir, daran erinnert Stefan Forster, die Qualität im Wohnungsbau sichern – und er plädiert dafür, auch die architektonische Qualität als Nachhaltigkeitskriterium zu definieren. Und nicht zuletzt müssen wir den Umbau erleichtern. Die Umnutzung des Felix-Platter-Spitals in Basel und des Bundeswehrhochhauses in Bremen zeigen, wie tragfähige Strukturen aus Beton in neue Lebenswelten transformiert werden können.

Diese und weitere Beiträge des Heftes zeigen, über welche Potenziale der Baustoff Beton auch im Wohnungsbau verfügt – für die nachhaltige Planung, für das anspruchsvolle und bezahlbare Bauen, für ambitionierte Architektur und Baukultur sowie für die Entwicklung großer Ideen.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei der Lektüre!

Ulrich Nolting



1



2



3



4

6 GESPRÄCH

Anna Popelka und
Georg Poduschka
Architektur ist
ein permanenter
Justierungsprozess

16 GESPRÄCH

David Brodbeck
Wohnungsbau mit
Anspruch

22 GESPRÄCH

Stefan Forster
Architektonische
Qualität als
Nachhaltigkeitskriterium

30 GESPRÄCH

Klaas Dambeck und
Christoph Bösche
Umbau Bundeswehr-
hochhaus Bremen

34 GESPRÄCH

Ute Frank
Mehrgenerationenhaus
am Schlachtensee

38 GESPRÄCH

Valentin Dürselen
Wohnungsbau mit
Re-Use-Betonelementen



42 BERICHT

Grünes Gemeinschafts-
wohnzimmer und
Calypso-Karusselle
Wohnen in München

46 BERICHT

Alles unter einem Dach
Das Felix-Platter-
Spital in Basel wird zum
Miteinanderhaus

52 GESPRÄCH

Alexander Mühlbauer
Wohnen in inspirierenden
Räumen aus Beton

58 BERICHT

Herausforderungen
an das Wohnen
neu denken
Eleven Decks
in der Hafencity
Hamburg

60 SPEKTRUM

62 PROJEKT- UND FOTONACHWEIS
63 IMPRESSUM

Architektur ist ein permanenter Justierungsprozess

ANNA POPELKA UND GEORG PODUSCHKA



Anna Popelka und **Georg Poduschka** gründeten 1995 PPAG in Wien, seit 2017 unterhält das Büro auch eine Niederlassung in Berlin.

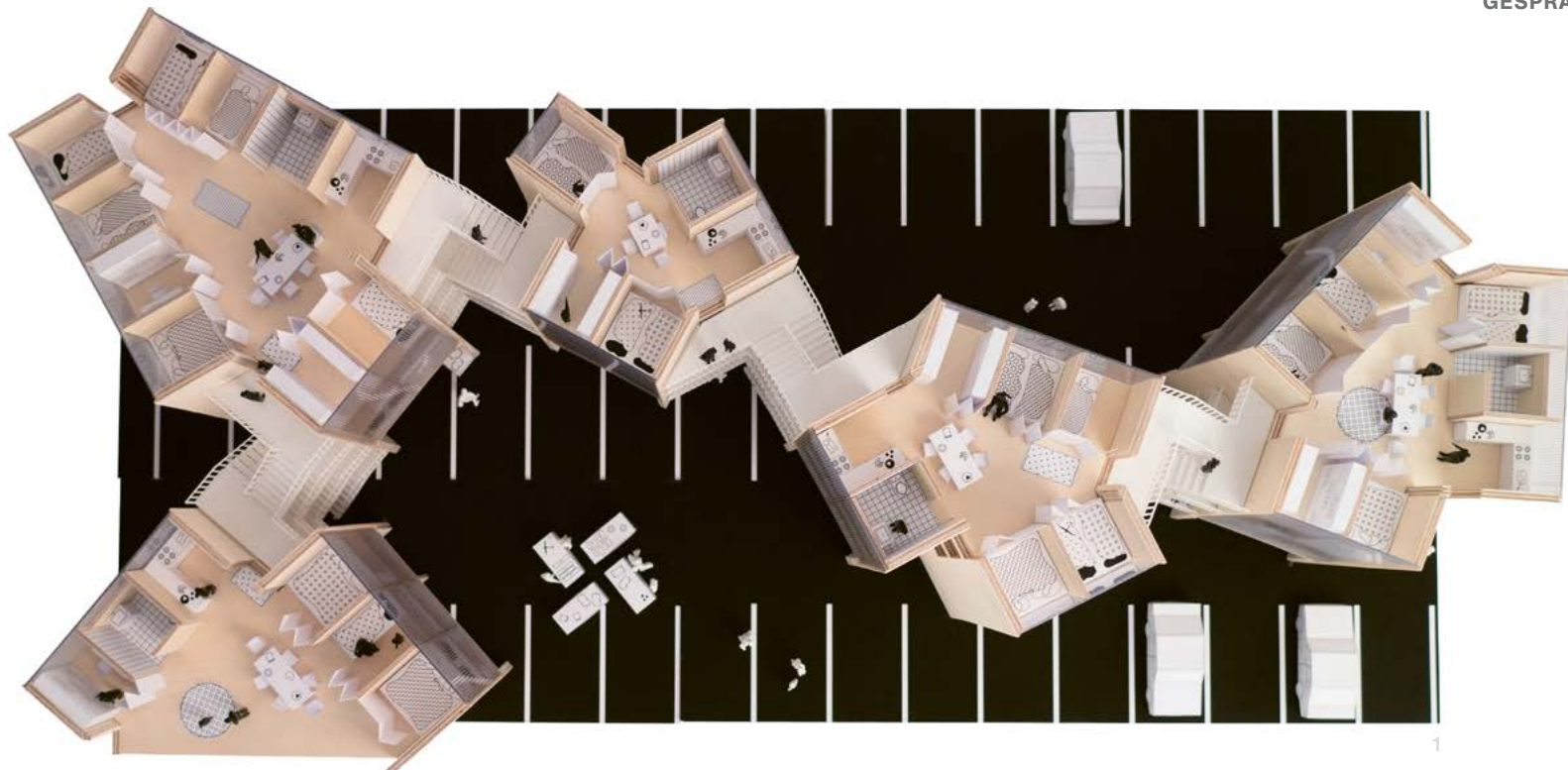
„Wir trauen uns kaum, die Grundfrage ‚Wie wollen wir wohnen?‘ neu zu stellen.“

Frau Popelka, Herr Poduschka, 2017 zeigten Sie in der Ausstellung „Willst du wirklich wohnen wie deine Mutter?“ im Berliner Aedes Architekturforum Ihre Ideen für eine „elastische Wohnung“. Was veranlasste Sie damals zu dieser Ausstellung?

Georg Poduschka: Wir waren damals gerade frisch in Berlin tätig und hatten einen Rahmenvertrag mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft degewo. Für ein Projekt in Zehlendorf entwickelten wir genau diese „elastische Wohnung“: ein 54-m²-Modell mit einem großen Wohnraum und acht anschließenden Nischen, die je nach Nutzung flexibel konfigurierbar waren. Dieser Prototyp eignete sich für Paare ebenso wie für Familien oder andere Wohnformen und war über die Nutzungsdauer hinweg skalierbar. Das Vorhaben wurde jedoch vom damaligen Staatssekretär in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin, der damals auch stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrates der degewo war, gestoppt – mit der Begründung: „Das sind keine Wohnungen. So etwas machen wir nicht.“

Damals wurde uns klar: Hier steckt ein tieferes Problem dahinter. Wir trauen uns kaum, die Grundfrage „Wie wollen wir wohnen?“ neu zu stellen. Seit über 100 Jahren bauen wir fast dieselben Ein-, Zwei-, Drei- oder Vierzimmerwohnungen – oft in denselben Größen, in ganz Europa. Dieses Modell gilt unhinterfragt. Doch unsere Gesellschaft hat sich längst verändert und passt eigentlich nicht mehr dazu. Natürlich haben wir gelernt, in diesen Wohnungen zu leben, und sie haben uns geprägt; fragt man jemanden auf der Straße nach seiner Wunschwohnung, wird er fast automatisch „eine Dreizimmerwohnung“ sagen – einfach, weil das die bekannten Kategorien sind.

Anna Popelka: Wenn man aber sieht, dass wir eine Scheidungsrate von rund 50 % haben, dass Patchwork-Familien Alltag sind und Kinder mal bei der Mutter, mal beim Vater leben, dann braucht es andere Wohn-

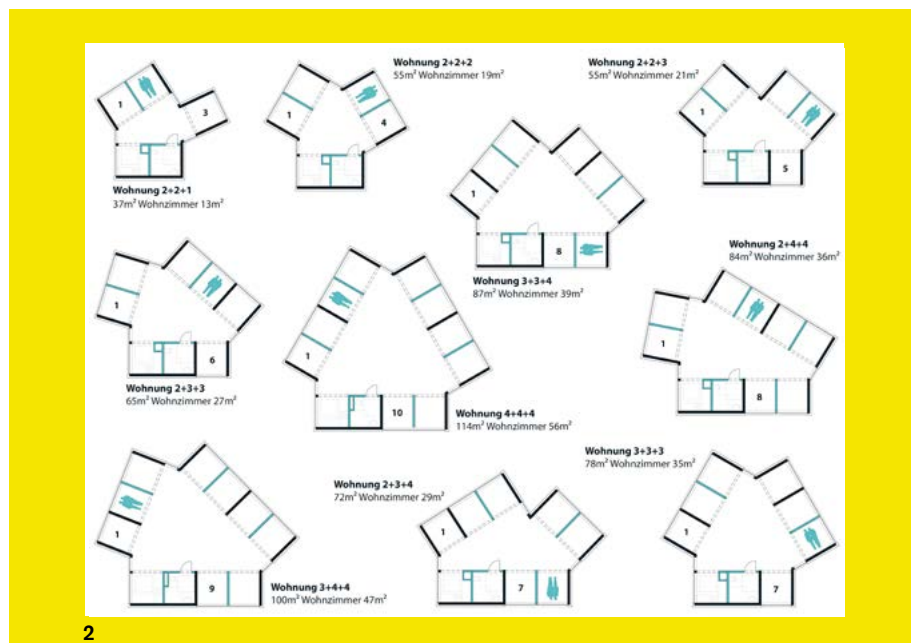


formen. Und das nicht nur in Ausnahmefällen, sondern in großem Umfang. Klassische Wohnungsgrundrisse gehen noch immer von einer idealtypischen Familie aus. Unser Ansatz war, über die Wohnung selbst nachzudenken: über ihre Funktionen, aber auch über ihre Elastizitäten. Was kann man mit solchen Eigenschaften anfangen? Es ging uns nicht darum, Wohnungen kleiner zu machen – die Größe ist letztlich eine Frage der Entscheidung und des Budgets. Aber die Realität ist oft vielschichtiger: Unter der Woche wohnen vielleicht zwei Personen in einer Wohnung, am Wochenende sechs. Oder jemand schreibt eine Diplomarbeit und braucht ein eigenes Arbeitszimmer. Eine elastische Wohnung kann solche Lebenssituationen besser auffangen. Dieser Typus der „elastischen Wohnung“ kann mit Unvorhergesehenem umgehen.

Was unterscheidet diese Wohnungen von der klassischen Ein-, Zwei-, Drei- oder Vierzimmerwohnung?

Georg Poduschka: Am besten lässt sich das an unserem Modell erklären. Die Wohnung, die wir im Maßstab 1 : 1 bei Aedes gebaut hatten, hatte rund 54 m² und acht kleine Nischenräume, etwa 2 × 2 Meter groß, die rund um einen großen zentralen Wohnraum angeordnet waren. Drei dieser Nischen waren fix belegt – mit Küche, Abstellraum und Bad. Fünf blieben frei nutzbar. Man konnte sie dem großen Raum zuschalten oder sie abtrennen. So wurde aus der typischen Berliner Zweizimmerwohnung plötzlich etwas ganz anderes. Wenn man Räume anders denkt, eröffnen sich neue Möglichkeiten.

Anna Popelka: Spannend war auch die unmittelbare Reaktion der Besucher. Viele glauben ja, kleine Räume seien von vornherein eng oder bedrückend. Doch in der Ausstellung konnte man beobachten, dass die Leute sich genau in diese Nischen zurückzogen, um zu plaudern – und es dort genossen haben. Im großen



Die von PPAG architects entwickelte „elastische Wohnung“ übernimmt zwar die üblichen Wohnungsgrößen und Belegungsziffern, lässt aber das Denken in 1-, 2-, 3-, 4-Zimmer-Wohnungen hinter sich. Um eine zentrale Wohnfläche liegt ein Ring von kleinen Räumen. Küche, Bad und Abstellraum sind darin fix eingeplant, die restlichen Räume – bei einer 53 m²-Wohnung sind noch fünf übrig – sind flexibel nutzbar. **1** Modell und **2** mögliche Typologien der „elastischen Wohnung“. **3** Plakat für die 2017 im Berliner Aedes Architekturforum gezeigte Ausstellung „Willst du wirklich wohnen wie deine Mutter?“

GESPRÄCH



„Unsere Erfahrung ist: Die klassische Wohnung gilt nach wie vor als unantastbar.“

Raum fanden gleichzeitig Diskussionen mit 50 Personen statt. Es gibt viele Vorurteile – etwa, dass ein Raum erst ab einer bestimmten Größe und ab drei Metern Höhe „gut“ sei. Mit der Ausstellung konnten wir genau solche Klischees in Frage stellen und Ressentiments abbauen.

Konnten Sie die Erfahrungen aus der Ausstellung später auch in Ihre praktische Arbeit einfließen lassen?

Georg Poduschka: Direkt eher weniger. Wir haben viele Wettbewerbe mit diesem Ansatz eingereicht – und fast alle verloren. Unsere Erfahrung ist: Die klassische Wohnung gilt nach wie vor als unantastbar.

Anna Popelka: Aber wir haben auch Erfolge erzielt. So zum Beispiel bei dem IBA'27-Projekt „Zukunft Münster 2050“ in Stuttgart-Münster. Dort entwickelt die Baugenossenschaft Münster am Neckar (BGM), die seit jeher ein ausgeprägtes Bewusstsein für neue Wohnformen hat, im Rahmen der IBA'27 ein sozial und ökologisch nachhaltiges Quartier. Auf 1,5 Hektar ent-

stehen 216 neue Wohnungen inklusive umfassender sozialer Infrastruktur. Unser Entwurf umfasst fünf Komplexe in modularer Bauweise mit unterschiedlichen Wohnformen für unterschiedliche Zielgruppen. Hier konnten wir tatsächlich Wohnungen neu denken und verschiedene Wohnungstypen anbieten: etwa mit kleineren Zimmern für mehr Flexibilität oder, ganz im Gegenteil, mit dem Verzicht auf das klassische Wohnzimmer zugunsten größerer Zimmer. Es gibt auch Wohnungen mit abtauschbaren Zimmern – also zwischen zwei Wohnungen gelegenen Zimmern, die je nach Bedarf der einen oder anderen Wohnung zugeschlagen werden können. Und das auf Wunsch der Genossenschaft! Auch Clusterwohnungen wurden möglich, bei denen kleine Einheiten in einem größeren Verband zusammengefasst sind – mit starkem sozialem Bezug. Dieses Projekt zeigt, dass neue Formen des Wohnens auch in Deutschland durchaus realisierbar sind. Das Projekt befindet sich derzeit in der ersten Bauphase.

Also kann man sagen, dass die Aedes-Ausstellung von damals doch Früchte getragen hat?

Georg Poduschka: Ob die Früchte in Stuttgart direkt davon stammen, wissen wir nicht. Aber die Ausstellung war sicher ein Teil unseres Denkprozesses. Wir verstehen unsere Arbeiten ohnehin als zusammenhängendes Werk.

Anna Popelka: Wir machen Ausstellungen ja nicht aus Eitelkeit, sondern um Diskussionen anzustoßen – auch innerhalb der Gemeinschaft von Architektinnen und Architekten. Im weitesten Sinn profitieren wir natürlich davon, denn wir bereiten damit unser eigenes Feld, wenn auch mit einer begrenzten Reichweite. Aber wir verfolgen damit eine klare Intention. So hatten wir in Berlin eine Ausstellung zum Schulbau gemacht, um das Bewusstsein für neue Lernräume zu schärfen. Dort kamen auch Ver-

treterinnen und Vertreter von Senat, Stadt und Baugesellschaft, die sich in die Diskussion eingebracht haben. Das hat tatsächlich Wirkung gezeigt.

2017 ist zwar noch nicht so lange her, aber seither gab es die Pandemie, und wir alle spüren heute den Klimawandel. Welche Rolle spielen solche Rahmenbedingungen für das Wohnen?

Georg Poduschka: Die Pandemie hat das Bewusstsein dafür geschärft, das Wohnen auch mit dem Homeoffice zu verbinden. Das ist heute fast normal geworden. Nach wie vor aber gilt: Konventionen sind mächtig – und Veränderungen brauchen Zeit.

Anna Popelka: Eigentlich hat die Pandemie nichts Neues hervorgebracht, sondern bestehende Missstände sichtbarer gemacht. Die meisten Menschen litten, weil Balkon oder Arbeitszimmer fehlten. Es zeigte sich die gesellschaftliche Ungleichheit noch einmal deutlicher.

Der Klimawandel und sein Einfluss auf das Bauen ist ein zentrales Thema. Seit dem Club of Rome in den 1970er Jahren wissen wir, was in Sachen Klimaentwicklung auf uns zukommt – und dennoch haben wir nicht entsprechend gehandelt. Daran zeigt sich, wie wenig lernfähig wir als Gesellschaft sind. Immerhin zeigt sich aber, dass sich in den Kreisen der Architektinnen und Architekten ein stärkeres Bewusstsein für den Bestand entwickelt hat, dass man den Bestand nicht mehr so leichtsinnig behandelt wie in den früheren prosperierenden Jahren.

Wo steht der Wohnungsbau in Deutschland heute?

Anna Popelka: Es herrscht immer noch ein „more of the same“. Und weil es zu wenig leistbaren Wohnraum gibt, akzeptieren die Menschen fast alles. Man kommt gar nicht auf die Idee, die derzeitigen Wohnangebote nicht zu

1 + 2 Blicke in die 2017 im Berliner Aedes Architekturforum gezeigte Ausstellung „Willst du wirklich wohnen wie deine Mutter?“. Um eine zentrale Wohnfläche liegt ein Ring von kleinen Räumen. Küche, Bad und Abstellraum sind darin fix eingeplant, die restlichen Räume – bei einer 53 m²-Wohnung sind noch fünf übrig – sind flexibel nutzbar. **3** Der von PPAG architects entwickelte Entwurf für das IBA'27-Projekt „Zukunft Münster 2050“ in Stuttgart-Münster der Baugenossenschaft Münster am Neckar (BGM) umfasst fünf Wohnkomplexe in modularer Bauweise mit unterschiedlichen Wohnformen für unterschiedliche Zielgruppen mit verschiedenen Wohnungstypen, u. a. unter Verzicht auf das klassische Wohnzimmer zugunsten größerer Zimmer.



GESPRÄCH

akzeptieren. Es scheint mir so, dass wir uns in dieser multiplen Krise, in der wir uns befinden, mit dem Gedanken abgefunden haben, uns einen Diskurs über das Wohnen gar nicht mehr leisten zu können. Das aber ist fatal. Denn wenn wir aufhören, darüber zu verhandeln, wie wir wohnen, wie wir gemeinsam leben wollen, dann ist das eine zivilisatorische Niederlage.

Georg Poduschka: Die Diskussion über Wohnungsbau in Deutschland fokussiert in unserer Wahrnehmung fast einzig auf die Anzahl der zu produzierenden Wohnungen. Dabei gerät zu sehr aus dem Blick, dass mit Wohnungsbau auch Häuser, Siedlungen, Städte und letztlich Lebensräume geschaffen werden. Unter dem Druck des schnellen und günstigen Bauens entstehen zumeist Kisten, die unmotiviert nebeneinanderstehen. Nachhaltig ist das nicht, denn diese Wohnungen werden oft die ersten sein, die wieder abgerissen werden. Und das können wir uns definitiv nicht mehr leisten.

Welche Anforderungen an den Wohnungsbau ergeben sich daraus für Sie?

Anna Popelka: Das beginnt schon damit, dass wir europaweit den immer gleichen generischen Städtebau generieren. Vor zehn Jahren galten Blockränder als Ideal, heute sind es geöffnete Blockränder – als gäbe es nichts anderes. Mit diesem ewig gleichen Ansatz vergeben wir große Chancen, es besser zu machen. Wir könnten uns unsere Zukunft doch auch ganz anders bauen, aber wir greifen immer wieder auf dieselben Formen zurück.

1 + 2 Wohnen heißt auch Stadtbauen. Mit dem Projekt Rivos Vivere – Stadtbaustein Breitenfurter Straße in Wien entstand ein von Anfang an integrativ und inklusiv gedachter Stadtteil. Ziel war es, den individuellen menschlichen Maßstab mit urbaner Dichte modellhaft in Einklang zu bringen.



Georg Poduschka: Anstatt auf das immer Gleiche zurückzugreifen, könnte das Bauen ja gerade heute so spannend sein: eben weil wir über ein so umfassendes Wissen verfügen, eben weil so viele Menschen so viel wissen. Und nicht zuletzt, weil wir alle genau dafür ein Bewusstsein haben. Der Klimawandel zwingt uns, beim Bauen fast alles anders zu machen. Die spannende Frage ist: Wie wird das dann in Zukunft aussehen? Welche neuen, lebenswerten Lebensräume können daraus entstehen? Bezüglich all dieser Fragen stehen wir noch ganz am Anfang.

Wo müssten wir bezüglich der Beantwortung dieser Zukunftsfragen schon heute stehen?

Georg Poduschka: Uns interessiert das „Gesicht der Klimawende“. Wie sehen die Städte der Zukunft aus? Brauchen wir noch Straßen? Welche Morphologie prägt sie? Welche Häuser bauen wir, wie nutzen wir Schatten? Alle heutigen Strukturen müssen wir in Frage stellen. Alles muss neu gedacht werden.

Anna Popelka: Wir wissen inzwischen alle, dass Bäume, Begrünung und Mikroklima wichtig sind. Das sind aber nur einige Aspekte von vielen. Auch die Stadtmorphologie zählt – wie etwa überbaute Räume, die vor Regen und Sonne schützen. Der Mobilitätswandel hat zur Folge, dass der Straßenraum vom Verkehr entlastet wird. Dieser freiwerdende Raum kann auch zur Innenverdichtung genutzt werden. Das Wichtigste ist, wie wir es nennen, „positive Dichte“: eine Nachverdichtung, die sozialverträglich ist und von den Menschen positiv erlebt wird. Selbst in zentralen Lagen können wir Qualitäten schaffen, die sonst oft nur Einfamilienhäuser am Stadtrand bieten. Damit verbunden ist immer auch die Frage sozialer Gerechtigkeit: Dürfen auch weniger Verdienende im Zentrum leben – oder werden sie wie so oft an den Stadtrand gedrängt?

Auf Ihrer Website erwähnen Sie, dass Sie kontinuierlich im Bereich Forschung und Entwicklung von Architektur arbeiten. Wie sieht das konkret aus?

Anna Popelka: Architektur reagiert immer auf die Zeit. Jeder Tag bringt neue Umstände, die einer baulichen Entsprechung bedürfen. Denken wir an den Paradigmenwechsel in der Pädagogik, der in den letzten Jahren in Europa vollzogen wurde – weg von einem eher lehrerzentrierten, instruktorischen Ansatz hin zu einer stärker lernenden, kompetenzorientierten Pädagogik. Im Bereich des Bildungsbaus führte dieser Paradigmenwechsel zu der Erkenntnis, dass die alten Flurschulen diesem neuen Ansatz nicht mehr entsprechen. Neue Formen der Wissensvermittlung erforderten neue Bildungsräume.

Der Flur ist generell ein anschauliches Beispiel für wechselnde Verhältnisse. Früher waren Durchgangszimmer selbstverständlich – denn Bedienstete wurden nicht als gleichwertige Menschen angesehen. Es war also kein Flur erforderlich. Mit der Moderne kam die Funktionstrennung, die Räume klar voneinander isolierte – oft auf Kosten von Begegnung und Flächeneffizienz. Heute lösen



„Anstatt auf das immer Gleiche zurückzugreifen, könnte das Bauen gerade heute so spannend sein: eben weil wir über ein so umfassendes Wissen verfügen, eben weil so viele Menschen so viel wissen.“

GESPRÄCH

wir diese Trennung wieder auf bzw. entwickeln sie weiter: Die Gänge verschwinden bzw. werden wieder geöffnet, weil wir weniger hierarchisch organisiert leben und weil wir uns keine ungenutzten Quadratmeter mehr leisten können. Wir wollen „gute Fläche“ statt „verschwendeter Fläche“.

Was uns in diesem Zusammenhang wichtig ist: Hier geht es nicht darum, etwas Neues nur um seiner selbst willen kreieren zu wollen. Hier geht es um die Beobachtung, ob die Menschen das bekommen, was ihnen für ihr Leben hilfreich und dienlich ist. Wenn etwas nicht mehr passt, muss man justieren. Architektur ist ein permanenter Justierungsprozess.

Fassen Sie diese Erkenntnisse in Leitlinien zusammen, die Sie Bauherren oder bei Wettbewerben präsentieren?

Georg Poduschka: Wir lassen diese Gedanken kontinuierlich in unsere Arbeit einfließen – in Wettbewerbe und Projekte. Natürlich zeigt sich das nicht immer vollständig in einem Projekt, sondern eher in einzelnen Aspekten. Innovation betrifft immer alle Maßstabsebenen – vom kleinen Detail bis zur Stadt. Nehmen wir das Detail der Raumdecken. Decken sind statistisch gesehen für einen hohen Prozentanteil des mit dem Bau von Gebäuden verbundenen CO₂-Ausstoßes verantwortlich. Wenn man sie neu denkt, verändert sich die Struktur des Hauses – und damit auch das Erscheinungsbild. Das betrifft zunächst das einzelne Haus, gilt dann aber letztlich auch für die Stadt. Architektur muss auf allen Ebenen neu überlegt werden.

Wie spiegeln sich Ihre Ideen und Anforderungen an das Wohnen in Ihren aktuellen Projekten wider? Denken wir an Ihr Projekt Rivus Vivere – Stadtbaustein Breitenfurter Straße von 2023?

Georg Poduschka: Das Projekt hatte das Glück, dass wir von Anfang an mit dabei sein durften – schon bei der Erstellung des Bebauungsplans. Schon in dieser Phase hatten wir den Projektentwickler unterstützt und damit auch die Stadtstruktur dieses Areals mitkonzipiert. Dabei hatten wir uns schon früh mit der Entwicklung möglichst vielfältiger Wohnungen beschäftigt, und das hat den Bauträger interessiert.

Anna Popelka: Die Widmung des Areals, die bei uns in Wien grob die künftige Nutzung einer Fläche definiert, sah – noch aus den 1980er Jahren stammend – ein Einkaufszentrum vor. Der Bauträger, hauptsächlich im Wohnbau tätig, wollte das in Richtung Wohnen ändern, was die Stadt unterstützte. Dieser Umwidmungsprozess gab uns die Möglichkeit, dem Bauträger zu helfen, seine Wohnungsmission umzusetzen. So entstanden 300 Wohnungen. Erhalten blieb aber auch ein großer Anteil gemischter, wohnaffiner Nutzungen, als Rest der ursprünglichen Widmung als Einkaufszentrum. Bauträger wehren sich ja klassischerweise gegen Mischnutzungen. Langsam wird aber akzeptiert, dass Menschen genau das wollen – es schafft Quartiersqualität und entspricht dem, was wir aus gewachsenen Städten kennen.

Georg Poduschka: Diese Strukturen, die wir aus den gewachsenen Städten kennen, kann man natürlich auch von null an erzeugen. Wichtig ist hier eine Mischung,





„Innovation betrifft immer alle Maßstabsebenen – vom kleinen Detail bis zur Stadt.“

die nicht völlig widersprüchlich ist, aber unterschiedliche Dinge vereint. So entsteht Bewegung und Nutzung über den Tag und es ist nicht nur eine Wohnsiedlung, aus der morgens alle raus- und in die abends alle wieder reingehen. Und: Ein belebtes Quartier wirkt sich positiv auf Sicherheit und Atmosphäre aus.

Die Breitenfurter Straße ist laut und stark befahren. Wie haben Sie das gelöst?

Anna Popelka: Uns war bewusst, dass wir diesem Unort mit konzeptueller Stärke begegnen müssen. Wir haben einen mehrgeschossig gestuften Sockel entwickelt, in dem Lager, Nebenräume und wohnaffines Gewerbe untergebracht sind. Auf diesem Hügel können sich abgehoben vom Verkehr Wohnen und Gemeinschaft entfalten. Ein reichhaltiges, öffentlich begebares Wegenetz verbindet die einzelnen Höfe und Plätze barrierefrei miteinander. Das Projekt hat einen Charakter, es ist eine „Zuhause-Adresse“ – nicht nobel, sondern ein Ort, an dem man gerne heimkommt.

Mit welchen Wohnungsgrößen und -grundrissen haben Sie hier gearbeitet?

Anna Popelka: Wir versuchen immer, möglichst unterschiedliche Wohnungen anzubieten. Bauträger wollen dies oft aus Kostengründen nicht. Uns aber sind

unterschiedliche Angebote Tür an Tür wichtig, damit sich die Menschen wohlfühlen. Dazu gehört beispielsweise auch, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft, dass alte Menschen und junge Familien nebeneinanderwohnen, denn unterschiedliche Gewohnheiten und Arten der Kommunikation bereichern das Zusammenleben. Wie im Stadtraum eröffnet diese Vielkomponentigkeit Lern- und Kontaktmöglichkeiten, auch mit Fremden. Wir sind überzeugt, dass eine radikale Mischung stabilere Bewohnerverhältnisse schafft.

Georg Poduschka: Dem liegt die Idee der „umgekehrten Partizipation“ zugrunde. Das heißt: Wir müssen nicht immer den Anspruch verfolgen, dass jede Wohnung für 90 % der Interessenten passen muss. Stattdessen müssen wir den Anspruch haben, dass die Wohnung von 10 % der Interessenten heiß geliebt wird. Wir gestalten Wohnungen so, dass sie den passenden Bewohner finden. Dann können die Bewohner sozusagen in das schlüpfen, was ihnen entspricht.

Was ist das Besondere an Ihrem Wohnprojekt Haus 10 am Areal des ehemaligen Otto-Wagner-Spitals?

Anna Popelka: Eine Besonderheit liegt darin, dass es sich hier um ein äußerst beliebtes Naherholungsgebiet handelt und um einen denkmalgeschützten Ort – eben das

1 Bei dem Projekt Rivus Vivere in Wien stehen verschieden hohe und tiefe Baukörper auf einem künstlichen Berg. **2** Das ehemalige Otto-Wagner-Spital auf der Baumgartner Höhe in Wien ist ein Kulturdenkmal, das dazugehörige Areal ein beliebtes Naherholungsziel. Die neue Wohnhausanlage Haus 10 mit insgesamt 6 freistehenden Einzelhäusern berücksichtigt die Besonderheit des Ortes. Grundgedanke des Entwurfs war die Rücksichtnahme der hier Wohnenden vor den auf dem Areal Spazierenden und umgekehrt.

GESPRÄCH

Areal des ehemaligen Otto-Wagner-Spitals. Dort Neues zu bauen, kommt fast einem Sakrileg gleich. Wir haben versucht, den dieser Situation immanenten Konflikt zwischen Öffentlichkeit und Privatheit über das Projekt ein wenig aufzulösen, indem wir sehr introvertierte Grundrisse mit unüblichen Belichtungstricks entwickelt haben. Der Gedanke war eine Unsichtbarkeit des Wohnens, damit die Spazierenden vor den Wohnenden ihre Ruhe haben und umgekehrt.

Georg Poduschka: Auch hier konnten wir sehr unterschiedliche Wohnungen anbieten. Die Baugesellschaft, mit der wir gearbeitet haben – die Gesiba Wien –, ist da sehr pragmatisch. Man philosophiert dort nicht über Architektur, man macht es einfach. So konnten wir die Qualitäten „fast unbemerkt“ und ohne große Diskussionen umsetzen.

Welche Rolle spielt das Material für Sie – welche Rolle spielt Beton?

Anna Popelka: Für uns ist Material nicht ideologisch besetzt. Wir sind keine Beton- oder Holz-Fans per se. Materialentscheidungen passieren bei uns nicht losgelöst, sondern in vielfacher Abhängigkeit. Die Frage

der Nachhaltigkeit ist in dem Zusammenhang alles andere als trivial, wie wir finden. Wir sind schon ein paarmal mit dem Vorschlag einer materialreduzierten, auf Druck belasteten Massivdecke, die ökologisch gleich gut abschneidet wie eine Holzdecke, an der zu einfachen Denke der Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger gescheitert.

Sie haben kürzlich auch ein Projekt mit einer Korkfassade gesehen.

Anna Popelka: Ja, bei unserem Projekt Haus Louis in der Schwartzkopffstraße in Berlin konnten wir eine Korkfassade realisieren. Dafür haben wir mit unheimlich großem Aufwand für das Büro eine Zulassung im Einzelfall erwirkt. Das Material ist weich und etwas „unpräzise“, aber gerade darin liegt ja auch ein Reiz: Es altert sichtbar, wirkt lebendig und nicht künstlich.

Nicht nur in Deutschland stehen wir vor einer Bauwende. Wie schätzen Sie das ein?

Georg Poduschka: Wir glauben nicht, dass wir in Sachen Bauwende schon einen richtigen Weg gefunden haben. Unsere derzeitige Lage ist vergleichbar mit der Zeit, in der wir anfangen, unsere Pferdekutschen zu motorisieren. Um ein dazu passendes Bild zu beschreiben: Wir fahren heute immer noch in einer Kutsche, wir haben zwar keine Zügel, sondern schon ein Lenkrad in der Hand – aber es ist für uns noch gar nicht vorstellbar, dass diese Kutsche von einem Motor angetrieben werden könnte. Stattdessen sehen wir vorne immer noch das uns ziehende Pferd. Anders formuliert: Wir stecken noch in alten Konventionen, die wir erst durchbrechen müssen. Das Bauen, das Haus, die Stadt wird sich künftig ganz anders entwickeln, als wir es uns heute vorstellen können. Wir wissen noch nicht genau, wie das aussieht, aber wir arbeiten ständig daran, es herauszufinden.

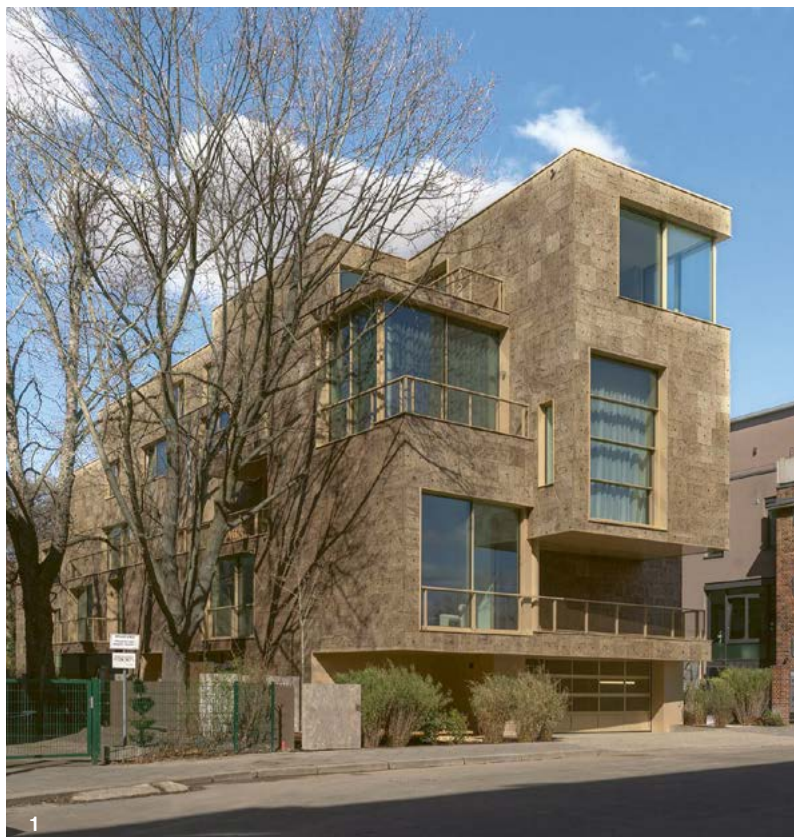
Welche Forderungen ergeben sich daraus? Womit müssen wir uns beschäftigen?

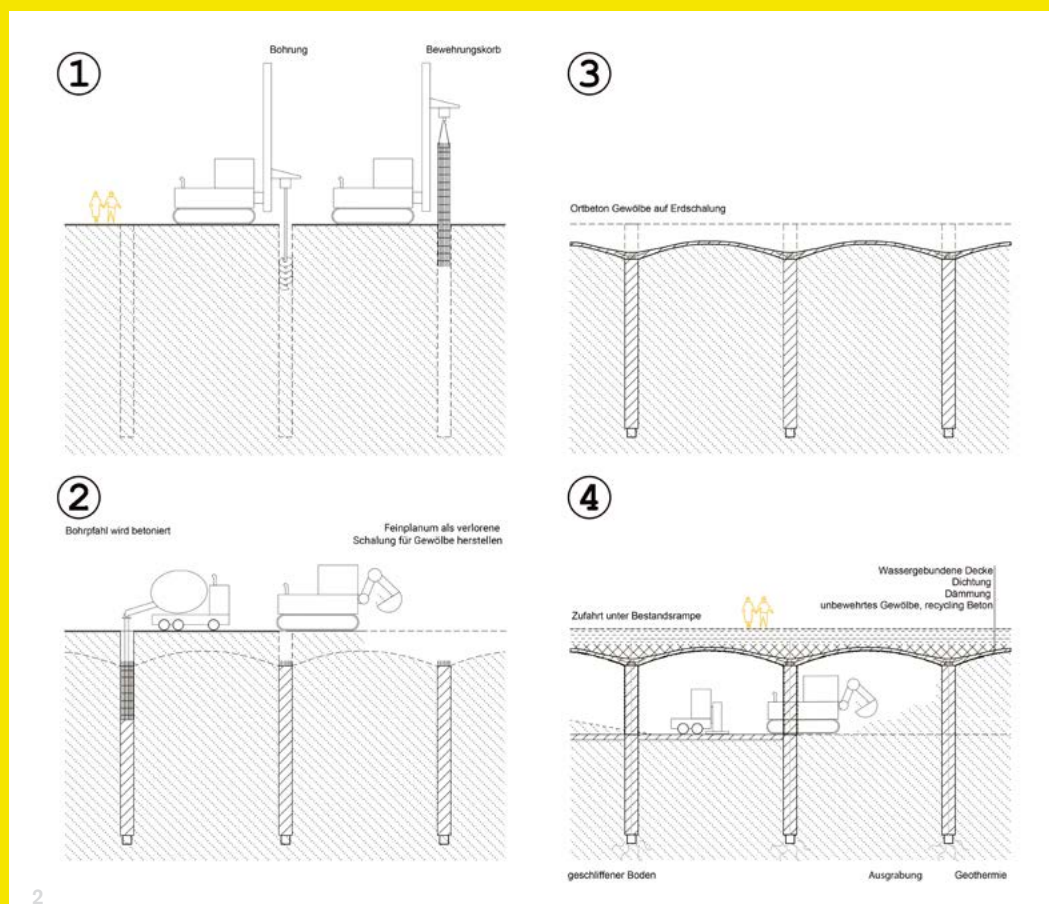
Anna Popelka: Wir müssen mehr wagen, um Erkenntnis zu gewinnen. Innovation ist ein gesamtgesellschaftliches Projekt, das wir alle gemeinsam tragen müssen. Wir brauchen sehr viel mehr Pilotprojekte, um zu zeigen, was möglich ist. Außerdem brauchen wir dringend typologische und morphologische Offenheit. Florian Nagler hat einmal gesagt, dass man die Bauvorschriften liberalisieren sollte – abgesehen von Regelungen zum Schutz von Leib und Leben und Emissionsvorgaben – und damit mehr Raum zum Ausprobieren geben sollte. Als Planende sind wir es ja gewohnt, in die Zukunft zu denken und komplexe Zusammenhänge auf neue Weise zu synthetisieren. Vielleicht verleiht uns das gerade jetzt neue Relevanz.

Wir müssen mehr wagen heißt auch, wir brauchen neue Selbstverständnisse?

Georg Poduschka: Ja, es geht auch um neue Selbstverständnisse. Ich nenne Ihnen ein Beispiel für einen Vorschlag für den nachhaltigen Einsatz von Beton: Wir haben vor einiger Zeit an einem Wettbewerb teilgenommen, es ging um den Neubau des Besucherzentrums

„Für uns ist Material nicht ideologisch besetzt. Wir sind keine Beton- oder Holz-Fans per se.“





1 Das Wohnprojekt Haus Louis in der Schwartzkopffstraße in Berlin zeichnet sich im Inneren durch spannende Raumvolumina aus. Außen zeigt es eine Korkfassade, die sichtbar altert und lebendig wirkt. **2 + 3** Wettbewerbsbeitrag von PPAG architects für den Neubau des Besucherzentrums vor der Österreichischen Galerie Belvedere in Wien. Das Büro hatte für diesen Beitrag eine innovative und besonders nachhaltige Bauweise mit Beton entwickelt.



vor der Österreichischen Galerie Belvedere in Wien. Aufgrund der denkmalgeschützten Lage musste unterirdisch gebaut werden. Wir hatten hierfür eine Bauweise entwickelt, bei der zunächst tiefe Löcher in den Boden gebohrt und diese mit Beton verfüllt werden. Anschließend wird das oberflächliche Erdreich den Formen der späteren Gewölbe entsprechend abgetragen, als verlorene Schalung genutzt und mit einer unglaublich dünnen Betonschicht hergestellt – maximal 15 cm stark bei bis zu 10 Metern Spannweite – und das darunter liegende Erdreich ausgebaggert. Das als verlorene Schalung genutzte ausgehobene Erdreich hätte zu grob strukturierten und höchst spannenden Oberflächen geführt. Das Abbild des Erdbodens bleibt, als eine neue Ästhetik, erhalten.

Anna Popelka: Wir wollten damit zeigen, dass glatte Oberflächen und enorme Deckenspannweiten nicht mehr das Ziel sein müssen. Selbst die Säulen mit diesen sichtbaren Strukturen, hier etwa die Schraubspuren der Bohrer, können als ästhetische Elemente verstanden, solche Oberflächen könnten neue Schönheitsmaßstäbe werden. Nachhaltiges Bauen wird mittlerweile in allen Wettbewerbsausschreibungen gefordert. Innovative Ideen jedoch können sich immer noch nur schwer durchsetzen. Für viele sind sie immer noch zu kompliziert und komplex.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Wohnungsbau mit Anspruch

DAVID BRODBECK

„Ein Gebäude ist dann nachhaltig, wenn es lange genutzt wird.“

Herr Brodbeck, Sie haben Ihr Büro 2013 gemeinsam mit Ihren Kollegen Jens Rössler und Prof. Florian van het Hekke gegründet. Wie – und mit welcher Zielsetzung – haben Sie zusammengefunden?

David Brodbeck: Meinen Kollegen Florian van het Hekke kannte ich bereits aus dem Studium, er wiederum hatte mit Jens Rössler nach dem Studium in einem Kirchheimer Büro zusammengearbeitet. Wie bei vielen Architekten ist auch bei uns irgendwann der Wunsch entstanden, ein eigenes Büro zu gründen. Nach Stationen in Büros in der Schweiz haben wir dann mehr* architekten gegründet.

Auf Ihrer Website schreiben Sie, dass Sie „die Erfahrungen wie Professionen der Einzelnen zu einer Denkwerkstatt, einem gemeinsamen Wissensarchiv verschmelzen.“ Was verstehen Sie unter einer „Denkwerkstatt“?

Einerseits ist unser Beruf geprägt vom Nachdenken, Planen und Organisieren. Also ein denkender Beruf. Andererseits ist der Beruf der Architektin und des Architekten – denken wir an das Zeichnen – ja auch eine handwerkliche Tätigkeit. So haben Florian und ich zuvor auch eine Ausbildung als Bauzeichner absolviert, Jens als Zimmermann. Wir setzen in unserem Büro auf flache Hierarchien und bei unseren Projekten auf Teamarbeit.

Idealerweise bringt jedes Teammitglied sein Wissen, seinen persönlichen Hintergrund und seine Ideen mit ein. Dieser gemeinsame Austausch wirkt sich stets auch auf die Qualität der Projekte aus und macht die Projekte meistens besser.

Wie binden Sie Ihre Bauherrinnen und Bauherren in Ihre Denkprozesse mit ein?

Wir haben zuvor in renommierten Büros gearbeitet. Aus diesen Erfahrungen erwächst ein gewisser Anspruch an die eigene Arbeit. Ein Projekt beginnt bei uns mit städtebaulichen Überlegungen und endet mit der Lösung kleiner Details. Auf diese – lange – Reise gilt es unsere Auftraggeber mitzunehmen. Diese haben natürlich über unsere Referenzen erste Vorstellungen unserer Arbeit erhalten, so dass wir davon ausgehen können, dass gewisse Schnittmengen bereits vorhanden sind. Letztendlich erwarten wir von unseren Auftraggebern die Bereitschaft und Offenheit, Argumente und Ideen zu diskutieren. Umgekehrt haben wir aber auch kein Problem damit, wenn jemand klar formuliert, welche Vorstellungen konkret schon vorhanden sind. Allerdings sollte das dann möglichst frühzeitig geschehen, damit wir reagieren können. Entsprechend klären wir zunächst ab, wo und wie sich jemand zu Hause fühlt, in welcher Atmosphäre, welchen Räumen oder in welchem Materialkontext.

David Brodbeck, geboren 1982 in Filderstadt, studierte von 2002 bis 2007 Architektur an der HFT Stuttgart, der KTH Stockholm und der ZHAW Winterthur. Nach dem Studium arbeitete er bei Daniel Sauter in Bregenz, Herzog & de Meuron in Basel und EM2N Architekten in Zürich. 2013 gründete er gemeinsam mit Jens Rössler und Prof. Florian van het Hekke mehr* architekten mit Sitz in Kirchheim unter Teck. Von 2019 bis 2023 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Marianne Mueller am Lehrstuhl für Entwerfen, Architektur und Gebäudetypologie der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, 2023 erfolgte seine Berufung in den BDA.





Sie haben seit Gründung Ihres Büros bereits zahlreiche Einfamilienhäuser gebaut. Wie haben sich die Wohnwünsche und -ideen der Menschen in den letzten Jahren verändert?

Die Wünsche der Menschen an das, was allgemein als Wohnqualität bezeichnet wird, haben sich gar nicht so sehr geändert. Effizient geschnittene Grundrisse, gute Räume, Belüftung, Belichtung, Blickbeziehungen und wertige Materialien waren schon immer Qualitätsmerkmale im Wohnungsbau. Wir stellen aber fest, dass sich Bauherrinnen und Bauherren verstärkt für die eingesetzten Materialien, deren Umweltverträglichkeit, Rückbaubarkeit und Herkunft interessieren. Und natürlich spielen ökonomische Aspekte eine große Rolle. Für uns ist es eine spannende Herausforderung, diese Themen zusammenzuführen und daraus eine eigene Projektsprache und spezifische Ästhetik zu entwickeln. Das bedeutet nicht, dass man dann einfach Dinge weglässt oder billiger macht. Denn dann würde lediglich gebauter Raum, aber noch keine Architektur entstehen. Unser Anspruch ist es, eine Architektur zu schaffen, die eine lange Nutzungsdauer zulässt. Denn Langlebigkeit heißt letztlich Nachhaltigkeit.

Werden von Ihren Bauherrinnen und Bauherren auch Wünsche bzgl. einer möglichen Flexibilität der Grundrisse geäußert? So dass ihre Wohngebäude in einer nächsten Generation auch anders genutzt werden könnten?

Diese Frage stellt sich bei vielen Projekten. Und bei jedem Projekt ist es fast immer so, dass solche Lösungen in der Regel teuer sind. Es gibt inspirierende Typologien – zum Beispiel die alten Fabriken der Textilindustrie hier am Neckar –, die sich gut umnutzen lassen, eben weil sie stützenfrei und somit flexibel sind. Aber auch Jugendstilvillen oder Gebäude der Gründerzeit mit 18 bis 22 m² großen Zimmern weisen eine gute räumliche Flexibilität für unterschiedliche Nutzungen wie Wohnen, Schlafen, Küche oder Büro auf. Sie sind zwar baulich nicht sehr flexibel, bieten aber eine große räumliche Adaption –

und natürlich auch eine gewisse Ästhetik. Diese Aspekte der Ästhetik werden nach unserem Verständnis in den Nachhaltigkeitsdebatten zu wenig berücksichtigt. Ein Gebäude ist dann nachhaltig, wenn es lange genutzt wird. Ob es aus Holz, Lehm, Mauerwerk, Stahl oder Beton gebaut wird, ist vielleicht weniger relevant. Ästhetische Häuser sind doch nachhaltig, weil sie lange genutzt werden. Sie werden nicht abgerissen, weil die Menschen deren ästhetischen Wert anerkennen. Manche dieser alten Gebäude mögen in vielen Bereichen vielleicht nicht heutigen Standards entsprechen, dafür aber stehen sie nach 100 oder 150 Jahren immer noch. Schaut man heute auf einige Neubaugebiete, deren Häuser natürlich energieeffizienter usw. sind, so weiß man nicht immer, ob diese in 100 Jahren noch als ästhetisch empfunden werden.



1 + 2 Das Wohnprojekt „Chamäleon“. Die Bezeichnung gründet auf der Idee eines sich der Situation anpassenden Wesens, das Veränderungen zulässt, ohne sein Konzept zu verlieren. **Seiten 18/19** Das Stadthaus in Kirchheim unter Teck. Im 1. Obergeschoss befindet sich das Herzstück des Hauses mit Wohnen, Essen und Kochen.





GESPRÄCH

Ihr Projekt „Chamäleon“ ist ein Mehrfamilienhaus für eine private Baugruppe. Der Name gründet auf der Idee eines sich der Situation anpassenden Wesens, das Veränderungen zulässt, aushält und auffängt, ohne sein Konzept zu verlieren. Wie kam es zu diesem Projekt?

Das Projekt entstand in Kirchheim unter Teck auf einem innerstädtischen Nachverdichtungsareal, dem Steingauquartier. Das Konzept für dieses Stadtentwicklungsprojekt sah eine urbane Bebauung aus gebauter und gesellschaftlicher Stadt, Vielfalt, Dichte, Lebensqualität und einem bunten Stadtbild vor und sollte sich aus verschiedenen kleinteiligen Bausteinen innerhalb größerer Blockränder zusammensetzen. Im Rahmen einer ersten Informationsveranstaltung für interessierte Bauherrschaften stellten wir einige unserer bereits realisierten Projekte vor und konnten so eine interessierte Baugruppe für ein mögliches Wohnprojekt gewinnen. Diese Baugruppe haben wir dann über den gesamten Bauprozess begleitet.



Welche Herausforderungen gab es?

Die erste Herausforderung stellte die Bewerbung für eine zuvor angenommene Grundstücksgröße dar. Wir bekamen jedoch ein deutlich kleineres Grundstück am Kopfende eines Blockrandes zugelost, weshalb die Baugruppe das Projekt zunächst nicht weiterverfolgen wollte. Daraufhin erarbeiteten wir einen Vorschlag, der trotz des kleineren Grundstücks eine qualitative Lösung versprach.

Die zweite Herausforderung bestand darin, dass man, eben weil es sich um eine Brachfläche handelte, keine Vorstellung von möglichen Nachbarbebauungen und damit der Qualität des Ortes gewinnen konnte. Wir wussten einzig, dass unser Gebäude an einem Durchgang zu zwei Innenhöfen liegen würde. So entwickelten wir die Idee des „durchgesteckten Raumes“. Der Entwurf zitiert das architektonische Bild des „Portego“, also des über die ganze Gebäudetiefe durchgesteckten Saals des venezianischen Palazzos. Diese Idee des „Durchlebens“ schenkt den Wohnungen Aufenthaltsqualität, Morgen- und Abendsonne, eine klare Struktur wie auch Orientierung. Analog zum Portego liegen alle Nebenräume am Hauptraum. Darüber hinaus verändert das Projekt seine Außenhaut, reagiert auf allen Gebäude-seiten mit unterschiedlichen Fassaden und Materialien. Eine weitere Besonderheit ist der Dachgarten, ein gemeinschaftlicher Freiraum als Nutzgarten mit Blick über die Altstadt und zur Burg Teck.

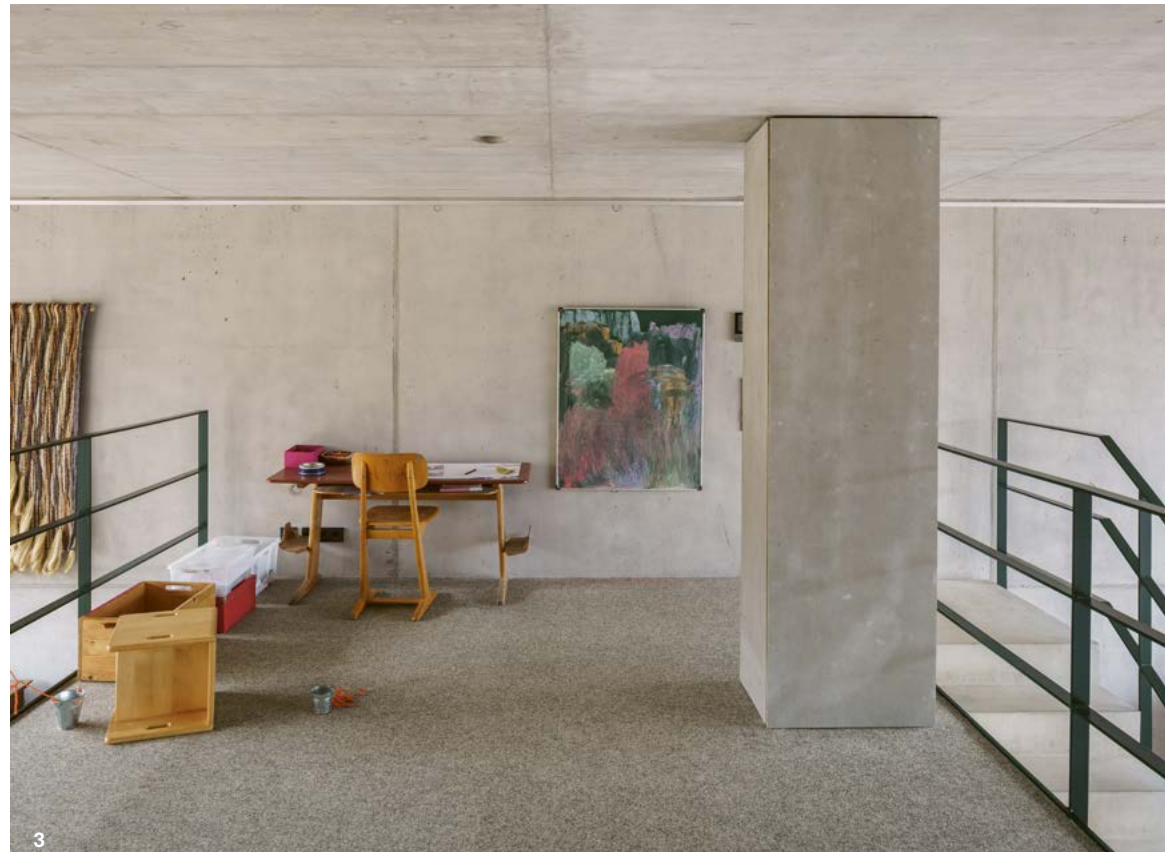
Sie haben mit Beton gebaut.

Aufgrund der Anforderungen an Tragwerk und Schallschutz – und nicht zuletzt, weil der gesamte Blockrand etwa zeitgleich von einer Rohbaufirma Geschoss für Geschoss in Betonbauweise erstellt werden sollte, entschieden wir uns für eine Realisierung mit Ortbeton mit einem Anteil von 50 Prozent rezyklierter Gesteinskörnung, den wir, wo möglich, sichtbar belassen haben. Die rezyklierte Gesteinskörnung ist an den angeschliffenen Stirnseiten der Innenwände insofern erkennbar, als hier die eingesetzten roten Ziegelrecyclingmaterialien sichtbar sind, ein schöner Terrazzo-Effekt.

Ihr Wohnprojekt „Stadthaus“ wurde ebenfalls im Steingauquartier in Kirchheim unter Teck realisiert.

Das Grundstück war zuvor im Rahmen der Loszuteilung an ein Bauherrenpaar vergeben worden, die es aber, weil sie ihre Wünsche als nicht umsetzbar einschätzten, wieder zurückgaben. Die Familie, die sich daraufhin für das Grundstück bewarb, kam dann auf uns zu. Gemeinsam erhielten wir den Zuschlag für die Bebauung der sechs Meter breiten Baulücke. Das Haus wird über ein „Eingangsgeschoss“ betreten, welches eine Garderobe und einen Atelierraum vorsieht. Über dieses betritt man das erste Obergeschoss, das Zentrum des Hauses. Hier befinden sich Wohnen, Essen und Kochen. Aus Gründen der Belichtung wird dieser Raum mit einem Zwischengeschoss überhöht, auf welchem eine Arbeitsebene Blicke in den Raum ermöglicht. Darüber ist das private Schlafgeschoss angeordnet. Es zeigt sich im Gegensatz zum freien Wohngeschoss als Flur-Typologie. Der Dachgarten





„Wir entschieden uns für eine Realisierung mit Ortbeton mit einem Anteil von 50 Prozent rezyklierter Gesteinskörnung.“

gestaltet sich als grünes Zimmer und ist ein künstlicher Naturraum. Die Konstruktion von Wänden und Decken wurde aus Ortbeton mit einem Anteil von 50 Prozent rezyklierter Gesteinskörnung hergestellt. Das Tragwerk ist als Oberfläche des Raums sichtbar und wurde lediglich lasiert, ebenso die Einbauten und Trennwände aus Sperrholz.

Sie sagten, dass die ästhetische Akzeptanz entscheidend sei für die Permanenz eines Gebäudes, ein Aspekt, der in den Debatten um Nachhaltigkeit wenig thematisiert wird. Sie arbeiten viel mit Beton. Auch aus Gründen der „Permanenz eines Gebäudes“?

Aus unserer Sicht schon. Bei den genannten Projekten war das Material Beton zwar nicht vorgeschrieben, aber es lag aus pragmatischen Gründen nahe, mit Beton zu arbeiten. Durch die damit erzielte Robustheit haben wir die Projekte auch hinsichtlich ihres Charakters stärken können. Auch wenn wir hier die Betonoberflächen lasiert hatten, um die Oberflächen etwas aufzuhellen, blieb die charakterstarke Struktur des Materials erhalten. Uns ist es wichtig, ob Holzbau oder Massivbau, dass die Oberflächen der eingesetzten Materialien möglichst unverfälscht gezeigt werden können. Der Status quo, mit vielen verschiedenen Schichten zu bauen, führt nicht nur zu Problemen beim Rückbau, sondern auch bei den Kosten. Beton ist für sich, wenn er auf der Baustelle verbaut wird, ein gutes Material – und eigentlich muss man seine Ober-

fläche nicht mit anderen Materialien und Schichten verdecken. Gleiches gilt unter anderem auch für Estriche. Ein Heizestrich aus Zement zum Beispiel ist per se schon ein gutes Bauteil. Man muss dann eigentlich keinen Holzbelag mehr darüberlegen.

Ihr Büro widmet sich vornehmlich dem Wohnungsbau. Reizen Sie auch andere Bauaufgaben?

Kindergärten, Schulen oder Museen sind tolle Bauaufgaben, an die man jedoch meist nur über Wettbewerbe gelangen kann, für die man dann wieder verschiedene Qualifikationen und Referenzen nachzuweisen hat. Ehrlich gesagt finde ich aber, dass Wohnungsbau das Spannendste überhaupt ist, mit hohen räumlichen und sozialen Herausforderungen. Ich glaube, es ist gesellschaftlich wichtig, dass es guten, anspruchsvollen, qualitativ hochwertigen und letztlich auch bezahlbaren Wohnraum gibt. Ich habe lange in der Schweiz gearbeitet. Dort spielt das Thema Wohnungsbau, vielleicht auch bedingt durch das Engagement der Genossenschaften, eine wesentlich größere Rolle – auch im Diskurs der breiten Öffentlichkeit. Guter Wohnungsbau ist ein wichtiges und spannendes Thema.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

www.mehrarchitekten.de

1 - 3 Das Stadthaus in Kirchheim. Eine Baulücke mit 6 Meter Breite wurde ein neues Zuhause für eine junge Familie. Die Konstruktion von Wänden und Decken wurde aus Ortbeton hergestellt, das Tragwerk bildet gleichzeitig den Raum, die Oberfläche und zeigt sich an der Fassade. Der Ortbeton wurde lasiert, ebenso die Einbauten und Trennwände aus Sperrholz. Das Verfeinern des Rohbaus gibt dem Haus einen archaischen Charakter.

Architektonische Qualität als Nachhaltigkeitskriterium

STEFAN FORSTER



Stefan Forster, geboren 1958, studierte von 1978 bis 1984 Architektur an der Technischen Hochschule Berlin. Nach seinem Studienabschluss und einem vom DAAD geförderten Aufenthalt in Venedig arbeitete er zunächst im Büro Langhof, Berlin, und von 1986 bis 1988 im Büro Kuhler, Mannheim. Von 1988 bis 1993 war Stefan Forster Assistent bei Jürgen Bredow am Lehrstuhl für Wohnungsbau der Technischen Hochschule Darmstadt. Sein eigenes Architekturbüro gründete er 1989 in Darmstadt. 1995 erfolgte die Übersiedlung des Büros nach Frankfurt am Main. Die Schwerpunkte seiner Arbeit liegen im Bereich Wohnungsbau.

„Wir müssen den Anspruch entwickeln, Gebäude zu bauen, die ewig halten.“

Herr Forster, was hat sich in den letzten Jahren bezüglich der Lebensräume, der Qualitäten der Städte und insbesondere bezüglich der Wohnbedürfnisse der Menschen geändert?

Stefan Forster: Unser letztes Gespräch fand 2009 zum Thema Familie und Wohnen statt. Heute würde ich sagen, dass es eher schlimmer geworden ist. 16 Jahre sind ein zu kurzer Zeitraum, in dem sich die Ansichten der Menschen über das Wohnen grundsätzlich hätten ändern können. Allerdings gibt es – denken wir an Corona oder die ansteigenden Temperaturen – schon entscheidende Faktoren, welche das Thema Wohnen beeinflussen. Während der Coronazeit waren die Familien in ihren Wohnungen gefangen, oft auf zu wenig Raum. Die Freiräume an den Wohnungen erhielten damit eine zentrale Bedeutung. Hinzu kommt, dass der öffentliche Raum durch sommerliche Hitze stark belastet und damit schwer nutzbar geworden ist. Unter diesem Aspekt müssen wir den Menschen heute mehr an die Wohnung angedockten Außenraum zur Verfügung stellen. Er dient zum einen der Konfliktvermeidung innerhalb der Familie und zum anderen schafft er die Möglichkeit, bestimmte Funktionen wie Schlafen oder Essen nach draußen verlagern zu können. Aus diesen Gründen planen wir idealerweise mit größeren, zwei Meter tiefen Loggien und Balkonen. Wir sprechen hierbei über mehr Wohn- und Lebensqualität für die



Menschen. Diese Haltung steht im Gegensatz zu den Qualitätsanforderungen für den sozialen Wohnungsbau und den Anforderungen an den gewünschten „kompakten Wohnraum“ – derzeit oft diskutiert mit dem Ziel, Wohnflächen zu reduzieren und damit Mieten bezahlbar zu machen. Früher hatten wir Dreizimmerwohnungen mit ca. 86 Quadratmetern, heute werden ca. 70 Quadratmeter angestrebt – eine Größe, die sich meiner Meinung nach für die Nutzung durch drei Personen als schwierig erweist. Zu den aus den letzten Jahren gewonnenen Erkenntnissen gehört auch das Wissen, dass sich eine Pandemie wie Corona durchaus wiederholen kann.

Folgen Ihre Auftraggeber diesen Erkenntnissen und Ihren Lösungsvorschlägen?

Die Priorität liegt bei unseren Auftraggebern vorwiegend bei den Baukosten. Große Loggien und Balkone sind zwar konstruktiv kalte Elemente, also mit relativ günstigen Baukosten verbunden, gehen aber nur zu 50 Prozent ihrer Fläche in den Mietpreis ein. Im sozialen Wohnungsbau sind dies sogar nur 25 Prozent. Der Gesamtmietpreis, und damit die Mietfläche, ist natürlich nach oben hin immer gedeckelt. Somit ist unser Bestreben nach möglichst großen Außenbereichen für die Wohnungen fast vergebens, da die Bauherren diese Flächen nicht bei der Mietfläche anrechnen können. Dieses Beispiel zeigt, dass eine Viel-

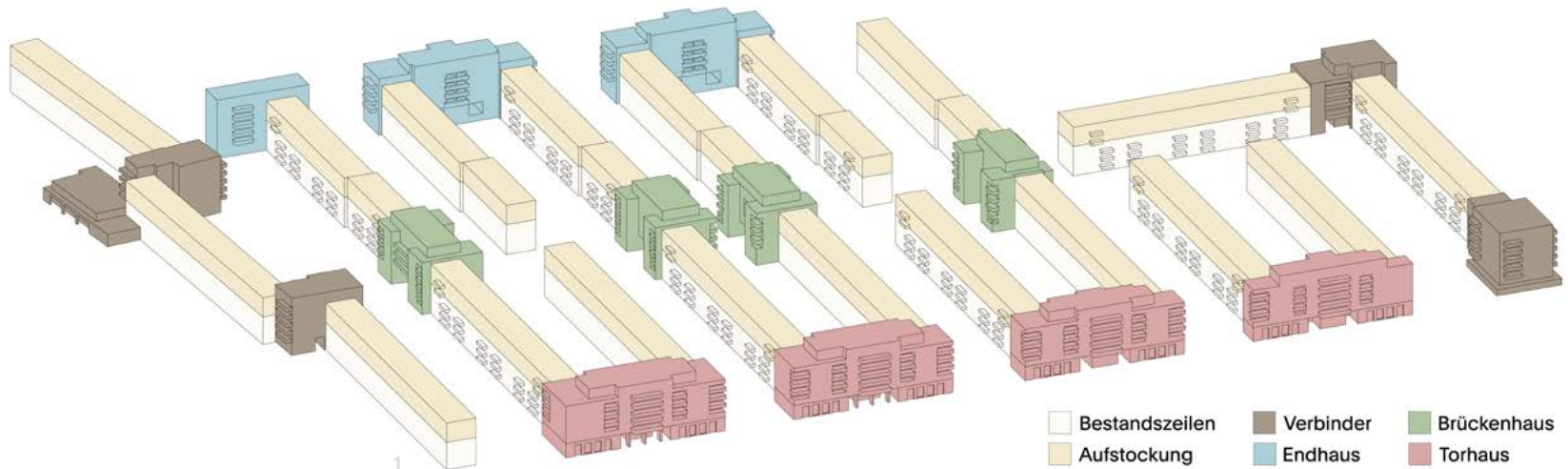
zahl an Normen, Gesetzen und Richtlinien für den sozialen Wohnungsbau eigentlich nicht mehr zeitgemäß sind und den heutigen Lebensanforderungen nicht gerecht werden.

Der Wohnungsbau befindet sich heute in einer Umbruchphase, geprägt u. a. von Nachhaltigkeit und Klimaschutz, modularer und serieller Bauweise und nicht zuletzt Nachverdichtung. Wie hierarchisieren Sie diese Herausforderungen? Wo müssen wir wie anfangen?

Wir haben die Aufgabe, für diese Themen – insbesondere Nachhaltigkeit und Klimaschutz – Lösungen zu finden. Nicht alles, was derzeit propagiert wird, findet unsere Zustimmung. Die Anforderung, Gebäude wieder zu demontieren, sortengerecht aufzubereiten, um sie nachher wieder zusammenbauen zu können, halte ich für eine sehr studentische Sichtweise. Ich bin der Meinung, dass die architektonische Qualität als Nachhaltigkeitskriterium definiert werden muss. Wir müssen den Anspruch entwickeln, Gebäude zu bauen, die ewig halten. Das mag jetzt zwar eigentümlich klingen, aber wir verfolgen den Ansatz, sowohl architektonisch als auch qualitativ so gut zu bauen, dass man erst gar nicht auf die Idee kommt, unsere Gebäude später einmal auseinanderzunehmen oder sie abzureißen. Wir arbeiten deswegen auch gerne mit langlebigen Materialien.

1 Die Plattenbau-Siedlung im Frankfurter Stadtteil Ginnheim, unweit der Zentrale der Deutschen Bundesbank und des Europaturms und etwa drei Kilometer nordwestlich des Stadtzentrums gelegen. **2** Die Siedlung wurde in den 1950er Jahren als offene Zeilensiedlung errichtet und **3** in den letzten Jahren beispielhaft nachverdichtet. Entstanden sind 681 Wohnungen mit einer Geschossfläche (BGF) von 59.100 m².

GESPRÄCH



„Wir bevorzugen langlebige Materialien wie Klinker, Ziegel und CO₂-reduzierten Beton.“

Der Klinker beispielsweise hat etwas Haptisches und Warmes. Gleichzeitig bietet er Dauerhaftigkeit und Alterungsfähigkeit.

Was bedeutet Nachhaltigkeit für die Grundrissplanung von Wohnungen?

Der Nachhaltigkeitsanspruch muss sich auch in der Grundrissplanung widerspiegeln. Grundrisse müssen sowohl Nutzungsänderungen des Gebäudes als auch Änderungen der Wohnungsgrößen ermöglichen. Wir haben für uns festgestellt, dass Skelettbauten, also Bauten mit Stütze und Platte im Sinne Corbusiers, sehr gut unserem Anspruch an Flexibilität gerecht werden.

In diesem Zusammenhang nenne ich gerne ein Beispiel: Ich bin in einem Dorf in Rheinland-Pfalz aufgewachsen. Im Nachbarort gab es eine Sporthalle, Anfang 1900 aus Sandstein gebaut. Später fungierte dieses Gebäude als Krankenhaus, dann als Unterkunft für Soldaten, nach dem Krieg als Kino und später als Disco. Heute beherbergt es ein Restaurant. Die Fassade des Gebäudes ist niemals saniert worden, sie sieht auch heute noch makellos aus. Das Gebäude hat im Laufe der Zeit sehr verschiedene Funktionen erfüllen können, ohne dass man es aufwändig hätte umbauen oder verändern müssen. Somit ist es für mich absolut nachhaltig.

Sprechen wir über die Potenziale des seriellen Bauens.

Die Herstellungsprozesse auf der Baustelle haben sich seit Jahrhunderten kaum verändert. Bis vor wenigen Jahren wurde auch in den Architekturbüros mit der Reißchiene, wie im Mittelalter, gearbeitet. Nachdem es uns die Automobilindustrie und andere Branchen vorgemacht hatten, gelang relativ spät der Umstieg auf Computer und CAD. Das Gleiche gilt für die Prozesse auf der Baustelle. Wir müssen mit einem höheren Vorfertigungsgrad der Bauteile auf die Baustelle kommen, schon aus

dem Grund, weil wir nicht mehr über genügend Handwerker verfügen. Durch die heutige Fixierung auf den Baupreis besteht jedoch die Gefahr, dass wir die Fehler der 1960er und 1970er Jahre wiederholen, indem wir wieder gesichtslose Trabantenstädte entstehen lassen. Es ist zudem ein weit verbreiteter Trugschluss, dass seriell Bauen billiger sei. Architektinnen und Architekten sind heute umso mehr gefragt, sowohl eine gute Bauqualität wie auch formale Qualität einzufordern.

Welche Potenziale bietet die Nachverdichtung?

Mit der Platensiedlung in Frankfurt haben wir in den letzten Jahren das derzeit in Deutschland größte – und sicherlich auch beispielhafteste – Nachverdichtungsprojekt realisiert. Der Bestand wurde 2-geschossig aufgestockt, durch Anbauten an die Wohnzeilen wurden urbane Räume geschaffen. Dieses Beispiel könnte Schule machen. In der Regel scheitern aber solche Vorhaben an Systemfehlern, die wir uns selbst auferlegt haben. Denn unsere Baugebiete sind mit Bebauungsplänen übersät, welche den Gebäudebestand fixieren. Für Projekte wie die Platensiedlung sind großflächige Befreiungen erforderlich, um keine neuen Bebauungspläne erstellen zu müssen, was in der Regel fünf Jahre dauert.

Natürlich benötigen wir eine höhere Dichte, schon aus klimatischen Gründen. In italienischen Städten finden wir es schön, wenn man sich über die Straße hinweg von einem Gebäude zum anderen „Guten Tag“ sagen kann. Wenn wir hier in Deutschland unsere Gebäude enger zusammenstellen wollen, beschwerten sich die Bewohner über zu große Verschattung und zu große Enge. Hier muss aus klimatischen Gründen ein Umdenkungsprozess in Gang kommen. Vielleicht ist es ja ab und an besser, ein Gebäude nach Norden hin auszurichten oder zum Innenhof hin zu wohnen – als zur Straße und der Hitze ausgesetzt zu sein. Himmelsausrichtung und Sonnenlicht

bekommen plötzlich eine andere Bedeutung. Wir müssen nachverdichten, höher bauen, den Flächenverbrauch begrenzen. Aber all das scheitert an unseren zahlreichen rechtlichen Restriktionen. Wenn wir diese nicht überwinden, sehe ich schwarz.

Sie sagten, dass wir auch die architektonische Qualität als Nachhaltigkeitskriterium werten müssen. Welche Rolle spielt dabei das Material? Sie arbeiten viel mit Klinker, Ziegel und Grundgerüsten aus Beton, bei der Platensiedlung mit Holzmodulen.

Bezüglich des derzeitigen Hypes um das Thema Holzbau bin ich etwas zwiegespalten. Einerseits soll derzeit alles aus Holz gefertigt werden, andererseits benötigen wir CO₂-speichernde Wälder. Wir sprechen vom Regenwald, der für unser Weltklima verantwortlich ist – und gleichzeitig holzen wir Wälder ab. Das kann nicht unsere Zukunft sein. Fülle ich einen 70 Jahre alten Baum und nutze ihn für den Hausbau, so habe ich das CO₂ im Gebäude gespeichert. Gleichzeitig aber muss ich ca. 30 neue Setzlinge pflanzen, um die Umweltbilanz positiv zu gestalten und den Verlust des Baumes auszugleichen. In der Konsequenz müssten wir in Deutschland großflächig aufforsten und dazu auch brachliegende Agrarflächen nutzen.

Wir selbst sind, auch wenn wir bei der Platensiedlung aus Gewichtsgründen mit Holzmodulen gearbeitet haben, nicht die großen Holzbauer. Wir bevorzugen langlebige Materialien wie Klinker, Ziegel und CO₂-reduzierten Beton. Unsere Erfahrungen zeigen, dass Umbauten von Betonskelettbauten, beispielsweise von Büro- zu Wohngebäuden, einfach und problemlos möglich sind. Ich bin mir nicht sicher, ob so etwas auch mit Holzbauten möglich ist.



1 - 3 In der ersten Phase der Transformation der Platensiedlung wurden die Satteldächer der Zeilenbauten zurückgebaut und mit Modulen von drei auf fünf Geschosse aufgestockt. Durch die Schließung der Zeilenenden mit sechsgeschossigen Neubauten entstanden klar definierte Stadträume. Schließlich wurden die Außenräume als gemeinschaftliche, begrünte Höfe und öffentliche Straßenräume neu gestaltet.

GESPRÄCH

Ich bin Architekt, ich setze mich für Werte ein. Dazu gehört die Langlebigkeit. Auch wenn es jetzt etwas pathetisch klingt: Als Architekt geht es mir auch darum, etwas zu hinterlassen, das mich überdauert. Im Idealfall wird mein Gebäude unter Denkmalschutz gestellt und niemals abgerissen. Das mag jetzt etwas eitel klingen, aber: Der Denkmalschutz berücksichtigt ja auch stets den gesellschaftlichen Wert eines Gebäudes, also die positiven Auswirkungen, die das Gebäude auf die Gemeinschaft und die Umgebung hat.

Niklas Maak wies kürzlich in seinem Beitrag über den Wohnungsbau in Deutschland in der FAZ unter dem Titel „Wohnungsmangel in Deutschland. So können wir nicht weiterbauen!“ darauf hin, dass es einer neuen Umbaukultur bedarf, dass wir nicht mit den nächsten Bauturbos in die nächste Gebäudetristesse verfallen dürfen. Wie schätzen Sie das ein?

Sicherlich hat die Qualität dessen, was in den letzten Jahren gebaut wurde, nachgelassen. Schauen wir uns Neubaugebiete an, so sehen wir, salopp formuliert,

weiße Kisten mit vertikalen, dunklen Schlitzfenstern und Balkonen, die auf die Straße ausragen. Wir sehen einen Einheitsstil, der keinerlei kulturelle Qualität hat. Die Medien beschränken sich in ihrer Berichterstattung über neue Wohngebiete auf das Herunterbeten der Anzahl der neu geschaffenen Wohnungen. Die Qualität der neuen Wohngebiete interessiert niemanden. Das bedeutet auch: Wir Architektinnen und Architekten sind eigentlich im Verschwinden begriffen, weil die architektonische Qualität, die Lebensräume, der Stadtraum keine Rolle mehr spielen.

Warum ist das so?

Weil die Baukosten zu hoch sind. Für mich ist daher die Kardinalfrage: Wie lassen sie sich reduzieren? Im Bericht der Baukostensenkungskommission von 2015 war bereits zu lesen, dass die Baukosten von 2005 bis 2015 um 20 bis 30 Prozent gestiegen waren. Jedes neue Gesetz, jede neue Verordnung hat das Bauen in den zehn weiteren Jahren weiter verteuert. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Baukonstruktion, Schallschutz, Wärmeschutz, Barrierefreiheit – wenn wir diese Vorgaben



1 - 3 Das Wohnquartier Hagener Straße in Düsseldorf mit 187 Wohnungen, fertiggestellt 2024. Der Entwurf folgt der Idee, die Tradition des genossenschaftlichen Wohnungsbaus zeitgemäß fortzuführen: als klassische Wohnanlage mit klarer städtebaulicher Setzung und einheitlicher Architektursprache. Markante Kopfbauten, plastisch gegliederte Straßenfronten und rötlich-sandfarbene Klinker verleihen dem Quartier einen vertrauten und identitätsstiftenden Charakter.



„Ich bin Architekt, ich setze mich für Werte ein. Dazu gehört die Langlebigkeit.“

nicht konsequent angehen, werden wir die Baukosten nicht senken können. Warum muss eine Wohnung 20 Grad warm sein, wenn draußen Minustemperaturen herrschen? Warum müssen Wohnungen einen Schallschutzwert von 54 dB zur Nachbarwohnung aufweisen? Teilweise nicht nachvollziehbare Vorgaben haben die Baukosten nach oben getrieben. Diese Bedingungen lassen uns am Ende keine Möglichkeit für die Gestaltung der Gebäude.

Natürlich gibt es inzwischen Ansätze, die eine Besserung erhoffen lassen, wie die Gebäudeklasse E und der Hamburg-Standard. Die Lösung allein im seriellen Bauen zu suchen, sehe ich jedoch kritisch. Wenn wir das Bauen allein seriellen Herstellern überlassen, werden wir bald auch keine Architektinnen und Architekten, keine Treuhänderinnen und Treuhänder der Bauherren, keine Kommunikationspartner für die Städte und Kommunen mehr haben – niemanden, der verantwortlich zeichnet für den Raum und für die Architektur.

Trotz all dieser Herausforderungen ist Ihr Büro seit Gründung im Jahr 1989 erfolgreich.

Die letzten drei Jahre waren aufgrund der Steigerungen bei Baukosten und Zinsen für uns äußerst herausfordernd. Mit Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine hatten wir alle unsere Projekte in Russland umgehend gestoppt. Inzwischen widmen wir uns neben dem Wohnungsbau den immer wichtigeren Transformati-onsthemen. So führen wir derzeit das aus den 1980er Jahren stammende Hauptgebäude der Sparkasse Vorderpfalz, am Rande der Speyerer Altstadt zwischen Dom und

Hauptbahnhof, durch teilweisen Rückbau, Umbau und Erweiterung auf eine klare Grundfigur zurück. Im Rahmen des bestehenden Bebauungsplans wird das Ensemble weiterentwickelt. Künftig beherbergt das Gebäude neben den Räumlichkeiten der Sparkasse eine kleine Gastronomieeinheit, weitere Gewerbeflächen sowie einen Mix aus frei finanzierten und geförderten Wohnungen. Für uns ist es ein Modellprojekt für den Umgang mit in die Jahre gekommenen großen innerstädtischen Gebäuden. Es geht darum, vorhandene Grundstrukturen zu erhalten und zeitgemäß in multifunktionale Gebäude umzubauen.

In Düsseldorf haben Sie gerade das Wohnprojekt „Hagener Straße“ realisiert.

In diesen herausfordernden Zeiten haben wir das Glück, mit einigen sehr guten Bauherren zusammenarbeiten zu dürfen. So haben wir für die Genossenschaft WOGEDO aktuell das Projekt „Hagener Straße“ realisiert. Das aus 16 Wohnhäusern bestehende Quartier im Stadtteil Gerresheim im Osten von Düsseldorf ist das Ergebnis eines intensiven Werkstattverfahrens, bei dem sowohl Genossenschaftsmitglieder als auch Anwohnerinnen und Anwohner eingebunden wurden. Die Neubauten ersetzen den nicht mehr sanierungsfähigen Bestand entlang der Hagener Straße durch je drei neue Baukörper auf jeder Seite. Die Zwischenräume schaffen Durchwegungen, die den Stadtteil mit der Umgebung vernetzen. Der städtebauliche Entwurf folgt dem Prinzip der Rhythmisierung und Gliederung, wodurch die Baukörper als eine Einheit wahrgenommen werden. Fünfgeschossige Kopfbauten akzentuieren die Eingänge des Quartiers an West- und Ostseite.



„Ich bin immer noch ein Fan von Handwerk und Können.“

Mit plastisch gestalteten Straßenfronten – eingeschnittenen Eingängen, auskragenden Erkern und variierenden Traufkanten – entsteht ein lebendiges Fassadenbild aus hochwertigem warmtonigem Klinker.

Insgesamt umfasst das Projekt 187 genossenschaftliche Mietwohnungen, die sich durch hohe Flexibilität der Grundrisstypen auszeichnen und für unterschiedliche Haushaltsgrößen geeignet sind. Die Erdgeschosswohnungen verfügen über private Gärten, die oberen Geschosse sind mit Balkonen, Loggien oder Dachterrassen ausgestattet. Ergänzt wird das Wohnangebot durch eine Kita und gemeinschaftliche Einrichtungen wie ein Waschhaus und ein Teehaus – Orte, die das genossenschaftliche Miteinander fördern. Die Wohnungen sind zwi-

schen 37 und 112 Quadratmeter groß und richten sich mit Zwei-, Drei-, Vier- und Fünzimmerlösungen an ein breites Spektrum von Bewohnern. Zwölf Prozent der Wohneinheiten werden vollständig CO₂-emissionsfrei betrieben. Mit 52 Prozent preisgedämpften Mietwohnungen wird hier auch ein klares Zeichen für bezahlbares Wohnen gesetzt.

In Aschaffenburg haben Sie das Neubauprojekt Schopenhauerstraße mit 126 Wohnungen fertiggestellt.

Im Auftrag der kommunalen Wohnungsbaugesellschaft Stadtbau Aschaffenburg GmbH konnten wir hier ein Projekt realisieren, das sich ganz wesentlich von den üblichen Wohnungsbaukisten unterscheidet. Auch hier

haben wir versucht, gegen den Mainstream zu steuern und unsere eigene Messlatte bezüglich Qualität und Gestaltung anzulegen, so ist es uns gelungen, durch den Einsatz von Ziegeln auf das unsägliche WDVS-Fassadenmaterial verzichten zu können. Dieses Gelingen von Projekten ist immer abhängig davon, mit wem wir sie realisieren. Mit Genossenschaften und Wohnungsbaugesellschaften, also Institutionen, die gemeinnützig unterwegs sind, haben wir immer gute Erfahrungen. Eben weil wir hier stets auch eine Art von Gemeinschaftsgefühl entwickeln, wenn es um bezahlbaren Wohnraum einerseits und Qualität und Baukultur andererseits geht.

Welche Rolle spielen bei Ihnen im Büro BIM und KI im Rahmen der Planung und Ausführung? Wird z. B. die Grundrissplanung in Zukunft „nur noch“ über KI erfolgen?

Ich mache derzeit darüber gerne einen Witz: Seitdem alle über KI sprechen, reden wir zum Glück weniger über BIM. Das ist sozusagen das Schöne daran. Aber Spaß beiseite, natürlich sind wir sehr BIM-affin, unsere Tochtergesellschaft beschäftigt sich ausschließlich mit BIM-Prozessen. Bezüglich KI habe ich die Hoffnung, dass wir künftig so weit kommen werden, dass uns so manche Knochenarbeit abgenommen werden kann, die wir heute noch händisch abarbeiten. Denken wir an die verschiedenen Vorgaben bei unseren Planungsarbeiten für den geförderten Wohnungsbau: gefördert, nicht gefördert, Flächenbegrenzungen – bis hin zur Möblierung und der Festlegung von entsprechenden Regelabständen etc. Aber so weit sind wir noch nicht.

Bezüglich des Entwurfsprozesses halte ich nicht viel von KI-generierten Ideen. Ich bin immer noch ein Fan von Handwerk und Können. Denken wir zum Beispiel an Gottfried Böhm und seine Marienkirche in Neviges. Dieses Gebäude wurde ganz ohne Rechner gezeichnet – eine unfassbare Leistung! Heutzutage wird ein Stück Papier zerknüllt, dann gescannt und anschließend ein Gebäude daraus gemacht. Alle können plötzlich offensichtlich alles. Hier sehe ich im Umgang mit KI die Gefahr.

Wie wohnen Sie persönlich?

Ich wohne schon immer in von mir selbst gebauten Wohngebäuden. Momentan in der Erdgeschosswohnung in einer Eigentumsanlage, mit Garten auf beiden Seiten. Für mich ist dies das Optimum: Mitten in der Stadt, mit Grün – und mit dem Gefühl, in einem Bungalow zu leben. Die Wohnungen über mir verfügen über tief auskragende Loggien zu beiden Seiten, so dass man im Sommer von der Hitze in den Schatten wechseln kann. Für mich ist das das Sinnbild von Wohnkomfort in der Stadt. Damals konnte man zum Glück noch so planen, weil das Thema „kompakte Wohnung“ noch nicht aufgekommen war.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

1 - 3 Die Wohnbebauung Schopenhauerstraße in der Aschaffburger Innenstadt mit drei 5-geschossigen Baukörpern und einem 6-geschossigen Solitär. Der Wohnungsmix umfasst unterschiedliche dimensionierte 2- bis 4-Zimmerwohnungen, von denen jede über eigene Freibereiche in Form von Loggien oder Terrassen verfügt.



Umbau Bundeswehrhochhaus Bremen

KLAAS DAMBECK UND CHRISTOPH BÖSCHE

Was hat das fünfzehngeschossige Bundeswehrhochhaus im Bremer Bahnhofsviertel nicht schon alles erlebt: Ein Dutzend Tatorte wurden hier gedreht, bis 2007 diente es als Kreiswehrrersatzamt mit sechs Luftschutzbunkern, danach war es Flüchtlingsunterkunft und Übergangswohnheim. 2019 erwarb die Gewoba den Büroturm und gab ein ambitioniertes Ziel aus: Zwischen Hauptbahnhof, Bürgerweide, Wallanlagen und dem Bremer Westen sollte ein Quartier mit bezahlbaren Wohnungen für junge Menschen entstehen: Q45 (Quartier 45). Ab 2022 wurde der Riese entkernt. In einem Jahr wurden fast 6.500 Tonnen Beton zurückgebaut, darunter die Luftfilter und Dekontaminationsanlagen zweier Atomschutzbunker. Es verschwanden 7.000 Quadratmeter Zwischenwände samt Fußbodenbelägen und Elektroinstallationen, sämtliche Türen und Rohrleitungen, Abhangdecken, Leuchten und Leitungen, schließlich sogar Aufzüge, Abluftkanäle und Schornsteine. Der faktische Rohbau erhielt eine hochdämmende Fassade, mit der das ehemalige Bürohochhaus den BEG-EH-55-EE-Standard sowie alle DIN-Normen für den Schallschutz erfüllt.

Das Wohnquartier Q45 nach den Plänen des Architekturbüros EM2N steht für eine umfassende Quartiersentwicklung der Bremer Bahnhofsvorstadt. Ihren Kern bildet das neue Wohnhaus mit 117 Ein- bis Zwei-Zimmer-Appartements zwischen 22 und 56 Quadratmetern für Studierende und junge Menschen in Ausbildung. Zudem sind drei Gewerbeflächen vorgesehen. Ausschlaggebend für den Gewinn des Wettbewerbs durch EM2N war ihr souveräner Umgang mit dem Areal aus dem einstigen Bundeswehrhochhaus, zwei Neubauten und einem umgreifenden Sockel: „Die drei Baukörper definieren klare Außenräume, die gezielt sowohl Öffentlichkeit wie auch Intimität herstellen“, erklären die Architekten.

Die Ausführungsplanung und Objektüberwachung liegen in Händen der Bremer Westphal Architekten BDA, Experten in Sachen Hochhausumbau.

Wir sprachen mit Klaas Dambeck und Christoph Bösche über die Chancen und Herausforderungen großer Umbauten.

Herr Dambeck, Sie haben ein fünfzehngeschossiges Bürohochhaus entkernt und in ein Wohnhaus umgewandelt. Was war die größte Herausforderung bei diesem Mammutprojekt?

Klaas Dambeck: Es war ein permanentes Austarieren zwischen Bestand, Technik, Gestaltung und Wirtschaftlichkeit. Die Umnutzung eines Verwaltungsbaus der 1960er Jahre in ein zeitgemäßes Wohnquartier war planerisch wie wirtschaftlich anspruchsvoll. Einerseits galt es, die vorhandene Bausubstanz – mit all ihren Eigenheiten in Konstruktion und Typologie – an heutige Wohnstandards anzupassen, etwa in Bezug auf Schall-, Wärme- und Brandschutz. Andererseits mussten wir dabei mit steigenden Baukosten umgehen, was kreative, aber robuste Lösungen verlangte.

Auf welche Überraschungen sind Sie gestoßen?

Klaas Dambeck: Wir hatten den Bau nach einem teilweise erfolgten Rückbau übernommen und in diesem Zustand war die erforderliche Betonüberdeckung in Teilen der Konstruktion nicht mehr gegeben. Also nahmen wir das vor Ort in Augenschein und setzten uns mit der Tragwerksplanung zusammen, um das Ganze wieder auf Stand zu bringen. Eine weitere Herausforderung bestand darin, mit Wand- und Deckendurchbrüchen umzugehen, sie also statisch so zu ertüchtigen, dass wir Decken, die eigentlich nicht dafür gedacht waren, mit der modernen Technischen



Klaas Dambeck, geboren 1966, studierte Kunstgeschichte und Philosophie, anschließend wechselte er zum Architekturstudium an die Hochschule Bremen und die TU Braunschweig. Bereits im Studium qualifizierte er sich am Lehrstuhl von Prof. Quiram, dessen Braunschweiger Büro er nach seinem Diplom von 1995-1996 leitete. Nach seiner Eintragung in die Architektenkammer Bremen 1997 arbeitete er als freischaffender Architekt. Seit 2006 arbeitet er mit Birgit und Jost Westphal zusammen, seit 2012 ist er Partner von Westphal Architekten BDA.

„Ein permanentes Austarieren zwischen Bestand, Technik, Gestaltung und Wirtschaftlichkeit.“



Gebäudeausrüstung (TGA) durchdringen konnten. Bei allen Häusern mussten wir feststellen, dass Raumhöhen und bauliche Geometrien eigentlich nicht dafür geeignet waren, moderne Technik aufzunehmen. Das gilt insbesondere für Abfangdecken und Deckenhöhen. Hier mussten wir sehr flexibel mit dem Bestand umgehen. Und plötzlich tauchte die Frage auf, wie man einen Entwässerungsstrang in ein Gebäude mit über 50 Meter Höhe und Stahlkassettendecke einbringt.

Mit welcher Haltung haben Sie das gelöst?

Klaas Dambeck: Es geht immer um Maßhaltigkeit, wenn wir moderne Technik in ein Gebäude integrieren, das über 50 Jahre alt ist. Wie schaffen wir Deckendurchbrüche, wie ein Koordinatensystem, an dem sich die TGA orientieren

kann und auch der Trockenbau? Drei Dinge müssen bei jedem Hochhaus immer wieder neu gedacht werden: Maßhaltigkeit, Betonqualität und die Frage der Schadstoffe.

Wie stand es hier mit der Betonqualität?

Klaas Dambeck: Die Qualität des Betons hat uns stark beschäftigt. Wie gut ist die Substanz? Und was können wir mit den Geometrien machen, mit den Deckensystemen, mit den vorhandenen Gründungsbauteilen? Schließlich setzten wir uns mit der gesamten Tragstruktur des Hauses auseinander, bis hin zu den Windlasten angesichts einer bautechnischen Ausführung, die – ich will mich vorsichtig ausdrücken – doch sehr zeitgemäß war. Hier sind sich viele Hochhäuser der Zeit ähnlich: Man startet nach dem Rückbau eigentlich immer mit der Betonsanierung.

1 Das Wohnquartier Q45 nach den Plänen des Architekturbüros EM2N aus Zürich. Der Umbau des ehemaligen Bundeswehrhochhauses in Bremen erfolgt durch Westphal Architekten BDA.

Christoph Bösche,
geboren 1987, studierte Umweltwissenschaften und Architektur in Oldenburg. Nach seiner Anstellung bei WESTPHAL ARCHITEKTEN BDA im Jahr 2015 arbeitet er seit 2020 als eingetragener Architekt und leitet heute Projekte als Assoziierter der Büropartnerschaft.



GESPRÄCH

„Wir glauben fest daran, dass die Zukunft des Bauens in der intelligenten Weiterentwicklung des Bestehenden liegt.“



Stichwort: einfacher bauen. Einerseits wollen wir mehr erhalten, andererseits haben wir Standards nach oben geschraubt. Wie haben Sie diesen Zielkonflikt gelöst?

Christoph Bösche: Hier sind wir Opfer dieser Standards, weil wir Sechzigerjahre-Standards bei Brand- und Schallschutz auf eine heutige Wohnnutzung übertragen mussten. Dabei kommt diese Bauweise an ihre Grenzen. Dass man damals mit wenig Beton, mit wenig Material ein Gebäude in relativ kurzer Zeit hat bauen können, fällt uns jetzt auf die Füße, wenn wir nach neuesten Standards ein Wohngebäude schaffen wollen. Das war gerade beim Brandschutz ein Thema. Geschossdecken wiesen keine Feuerbeständigkeit auf, und auch der Schallschutz war nicht für den Wohnungsbau mit heutigen Standards gedacht. Dennoch haben wir mit hohem Aufwand die Standards (von 2020) erfüllt.

Ihr Fazit lautet wie?

Klaas Dambeck: Zunächst sollten wir die bautechnischen Ansprüche an neue Bauten deutlich absenken. Wir können beim Schall- und Wärmeschutz runter, ohne dass es deutliche Qualitätseinschränkungen geben muss. In den letzten Jahren haben wir uns mit Normen förmlich überboten. Das hat vieles unglaublich schwierig und teuer gemacht. Viele Anforderungen widersprechen sich sogar und sind so nicht umsetzbar. Da kann





man nur hoffen, dass ein verständiger Bauherr den gewählten Weg mitgeht und umsetzt. Gerade beim Wärme- und Schallschutz existieren Normen, die mit Blick auf die graue Energie nicht umsetzbar sind. Da braucht es deutliche Anpassung in der Baugesetzgebung, runter auf ein vernünftiges Maß.

Dann gelingt die Bauwende nur, wenn ...

Christoph Bösche: ... wir bereit sind, uns von gewohnten Standards zu lösen. Wir müssen wieder einfacher bauen, Materialien bewusster einsetzen und Prozesse hinterfragen – gerade im Hinblick auf Vorfertigung, Wiederverwendbarkeit und Recycling. Beton kann dabei eine Rolle spielen, wenn wir ihn intelligent und zirkulär einsetzen, etwa durch sortenreine Trennung oder die Nutzung von Recyclingbeton. Es geht nicht nur um neue Materialien, sondern um ein neues Denken. Wir müssen auf das zurückkommen und auf das vertrauen, was wir können: gesamtheitlich und konzeptionell zu arbeiten.

Was heißt das für den Werkstoff Beton?

Christoph Bösche: Beton bietet in vielen Bereichen gute Eigenschaften – robust, langlebig und leistungsfähig, besonders bei Schallschutz, Brandschutz und sommerlichem Wärmeschutz. Gerade im Bestand hilft seine bauphysikalische Stabilität, auch bei komplexen Umbauten

eine solide Grundlage zu schaffen. Gleichzeitig müssen wir seine ökologischen Schwächen ernst nehmen – insbesondere die energieintensive Zementherstellung und den hohen Stahlanteil im Stahlbeton. Der Baustoff ist stark, aber er braucht kluge Strategien, um zukunftsfähig zu bleiben.

Wird Umbau also Ihr täglich Brot?

Klaas Dambeck: Umbau ist bereits unser täglich Brot – nicht nur aus Notwendigkeit, sondern aus Überzeugung. Wir glauben fest daran, dass die Zukunft des Bauens in der intelligenten Weiterentwicklung des Bestehenden liegt – im Weiterbauen statt im Ersetzen. Der Bestand birgt enorme Potenziale, wenn man bereit ist, ihn mit neuen Augen zu sehen. Wer im Bestand arbeitet, baut ressourcenschonend und kann gleichzeitig Räume schaffen, die von Geschichte und Kontext erzählen.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Oliver Herwig.

Oliver Herwig
ist Journalist, Autor und Moderator
und lebt in München.

www.westphalarchitekten.de

1 - 4 Das ehemalige Bundeswehrhochhaus in der Falkenstraße in Bremen wird zu über 160 geförderten Wohnungen umgebaut. Ab 2022 wurde das alte Hochhaus entkernt. Durch die Nutzung des Skelettbau werden Ressourcen geschont und CO₂-Emissionen reduziert.

GESPRÄCH



Ein Haus als homogener Block –
mit Sichtbeton innen wie außen.

Mehrgenerationenhaus am Schlachtensee

UTE FRANK

Das Mehrgenerationenhaus in Berlin-Zehlendorf ist nicht einfach ein Haus. Es ist ein Statement in Baukultur, monolithisch gebaut und genau auf die Umgebung und die herrschenden Bauvorschriften angelegt, die eigentlich nur zwei Vollgeschosse erlauben. Das Gebäude spielt damit und umfasst tatsächlich vier Geschosse mit rund 580 Quadratmetern: Souterrain, Hochparterre, Obergeschoss und Dachgeschoss. Ein Personenaufzug verbindet alle Geschosse. Die Tragkonstruktion ist auf die äußere Hülle reduziert, was flexible Grundrisse zulässt, die sich auch in Zukunft leicht verändern lassen. Die über Eck geführten Fenster lenken „den Blick diagonal in die Tiefe der dicht bebauten alten Villengrundstücke“, während die Dachterrasse den Schlachtensee heranholt.

Wir sprachen mit Ute Frank von augustinundfrank/winkler ARCHITEKTEN aus Berlin über dieses außergewöhnliche Wohnhaus.

Frau Frank, wollen Sie das Projekt kurz beschreiben?

Ute Frank: Das Mehrgenerationenhaus steht auf kleinem Grundstück in zweiter Reihe am Schlachtensee in Berlin-Zehlendorf. Um die unterschiedlichen Wohn- und Nutzungswünsche der Bewohner an ihr Gebäude zu erfüllen, wurden die Innenräume von tragenden Elementen möglichst freigehalten. Die Tragkonstruktion des Hauses ist fast ausschließlich auf die äußere Hülle reduziert, was ganz unterschiedliche Geschossgrundrisse zuließ.

Zugleich gehen Sie genau auf den Ort ein.

Alle Material- und Konstruktionsentscheidungen resultieren aus dem Wunsch, das Gebäude aus unterschiedlichen Blickpunkten möglichst klein, aber nicht kleinteilig erscheinen zu lassen. Die Hülle des Hauses ist zweischalig gebaut – aus Ortbeton mit einem hohen Anteil recycelter Gesteinskörnungen. Das innere Tragwerk ist thermisch von der selbsttragenden Außenschale durch druckfeste Dämmung aus geschäumtem Altglas entkoppelt. Die außenliegende Stahlbetonkonstruktion ist konstruktiv an die Geschossdecken angebunden. Sowohl die Geschossdecken als auch die tragenden Außenwände sowie die Wände der Treppenhänge sind in Sichtbeton ausgeführt. Die gefaltete Dachfläche ist Teil der Außenschale und hat eine unterseitige Dämmung erhalten. Darüber hinaus dienen die geneigten Dachflächen der Entwässerung.

Auffällig ist das gefaltete Dach. Dahinter steckt wohl eine Geschichte?

Das Haus hat vier Geschosse, obwohl der Bebauungsplan nur zwei Vollgeschosse zulässt. Also hatten wir zwei Vollgeschosse und zwei Nicht-Vollgeschosse geplant. Über das Dachgeschoss diskutierten wir lange mit dem zuständigen Stadtplanungsamt. Es hätte auch die Möglichkeit bestanden, sich für ein Staffelgeschoss zu entscheiden. Aber das hätte, zumindest in den Augen der Stadtplanung, nur ein Geschoss sein können, das ringsum zu den Außenkanten des Hauses zurückweicht. Dagegen haben wir ein Dachgeschoss gebaut, für das diese Bindung nicht gilt. Im Dachgeschoss entstand schließlich ein großes Studio mit Nebenraum und Küche. Das Stadtplanungsamt hat die beiden geneigten Dächer begrüßt, inklusive der Außentreppe, die als zweiter Rettungsweg fungiert und für uns ein kleines Schmuckstück ist.

Sollte nicht ursprünglich ein bestehendes Gebäude erhalten und renoviert werden?

Das ist richtig. Doch ein Nachbar intervenierte, so dass die Bauherren den bereits weit ausformulierten Entwurf für das bestehende Gebäude fallen ließen und sich dafür entschieden, das Haus abzureißen und durch einen Neubau zu ersetzen. Eine grundsätzliche Entscheidung. Sehr schnell ging es um die Wahl der richtigen Baustoffe. Und dabei kam eine Vorliebe der Bauherren für Beton zu Tage. Zum Einsatz kam eine zweischalige Wand mit einer Dämmung aus Foamglas in der Mitte, eine sehr hochwertige Dämmung, die wir auch für das Dach verwendeten. Der Wunsch war eine monolithische Erscheinung, die nichts mehr mit den Plänen für den ursprünglichen Umbau zu tun hatte. Statt einem Mix aus Beton, Mauerwerk und Holz entstand das neue Haus als homogener Block, ein Haus mit Sichtbeton innen wie außen. An manchen Stellen wurden Teile des Sichtbetons, die nicht fein genug ausfielen, überarbeitet.

Ihre größte Herausforderung?

Es gab zwei projektbezogene Herausforderungen: Aus der Bauaufgabe Mehrgenerationenhaus ergab sich ein stark diversifiziertes Raumprogramm. Zum einen bei den Eltern ein Wohnen auf zwei Geschossen, also einmal Wohnen/Schlafen mit zwei Bädern, Gästezimmer und Musikzimmer (der Vater ist Musiker), zudem ein offener, loftartiger Wohnraum mit integrierter Küche und der Möglichkeit zur Musikperformance und Raumer-

1 Die Tragkonstruktion des Hauses ist fast ausschließlich auf die äußere Hülle reduziert, um unterschiedliche Geschossgrundrisse realisieren zu können.

„Aus der Bauaufgabe Mehrgenerationenhaus ergab sich ein stark diversifiziertes Raumprogramm.“

weiterung in den Außenraum. Bei der Tochter ging es darum, das Wohnen auf einem Geschoss zu organisieren, und der Sohn (er ist Filmemacher) erhielt ein Medienatelier auf einem Geschoss. Das erforderte eine robuste Primärkonstruktion, die große räumliche Flexibilität bietet.

Und die andere Herausforderung?

Die war projektspezifisch. Die Bauherrschaft wünschte eine „klimaaktive“ Konstruktion für die Außenwände und eine spezielle Bauteilaktivierung für die Decken, da sie über Jahre in einem klimatisch nicht optimal ausgestatteten Dachgeschoss gelebt hatten. Es sollte an den Außenwänden weder Putz noch Trockenputz verwendet werden. Die Bauherren favorisierten eine Deckenheizung. Das System wurde unter der unteren Bewehrungslage eingebaut und funktioniert sehr gut. Heizen und Kühlen erfolgt ausschließlich über die Decken. Die bauphysikalisch aktive Primärkonstruktion sollte als eine wesentliche Komponente des nachhaltigen Bauens wieder mehr in den Fokus rücken.

Nachhaltigkeit ist in aller Munde. Wie werden wir die Bauwende schaffen?

Wir persönlich bearbeiten unsere aktuellen Bauvorhaben weiterhin mit unseren bewährten Entwurfsmethoden und überlegen, wie sich aus den konkreten Randbedingungen des Projekts die Systeme der Kons-

truktion, des Ausbaus, der technischen Infrastruktur und die Anforderungen aus der Bauphysik optimal kombinieren lassen. Das Ergebnis wird immer ein aus der hybriden Überlagerung dieser Systeme entstandenes Gebäude sein, stets auch ein „weniger ist mehr“. Dabei beziehen wir heute den Aspekt der Kreislaufwirtschaft, dem aktuellen Kenntnisstand entsprechend, stärker in unsere Konzepte mit ein. Wichtig bleibt für uns die Zusammenarbeit mit Konstrukteuren und Ingenieuren auf Augenhöhe, die jede Bauaufgabe individuell und mit einem vergleichbaren kritischen Verständnis angehen. Als Beispiel für unser Selbstverständnis darf ich das von uns geplante Institut für Physik der Humboldt Universität zu Berlin nennen. Es ist eine robuste Betonstruktur, fertiggestellt im Jahr 2002, und wurde mit der damals europaweit größten Versuchsanlage zur Gewinnung von Verdunstungskälte über eine großflächige Fassadenbegrünung ausgestattet. Es war bei der diesjährigen Biennale in Venedig als positiver Beitrag zum Thema Stresstest im deutschen Pavillon vertreten und hat beim diesjährigen deutschen Landschaftsarchitekturpreis 2025 den Preis in der Kategorie „Reifeprüfung“ gewonnen.

Welche Rolle spielt dabei der Baustoff Beton?

Beim ökologischen Fußabdruck, vor allem bei den hohen CO₂-Emissionen der Zementherstellung, muss die Industrie Antworten liefern. Unsere persönliche Antwort ist





Ute Frank studierte von 1969 bis 1975 Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe und von 1975 bis 1979 Architektur an der Technischen Universität Berlin. Sie lehrte nach dem Diplom bis 1986 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Stadt- und Regionalplanung und arbeitete in verschiedenen Architekturbüros in Berlin. 1986 gründete sie mit Georg Augustin ein Architekturbüro in Berlin. 2020 trat Steffen Winkler als Partner in das Büro ein, es folgte die Umfirmierung in Augustin und Frank / Winkler. Ute Frank lehrte von 2007 bis 2017 als Professorin am Institut für Baukonstruktion und Entwerfen an der TU Berlin.

auch hier die bewährte Entwurfshaltung des „weniger ist mehr“. Beim oft ins Feld geführten Problem der Rückbaubarkeit von Betonstrukturen sehen wir zugleich eine der großen Stärken des Baustoffs Beton. Aus dem Umbau unterschiedlichster Nutzbauten, zumal auch Industriebauten, lassen sich wesentliche Erkenntnisse auch für die Bauwende gewinnen: Bestandsgebäude, die aus einer robusten Primärstruktur und separaten leichten Einbauten und Wetterhüllen bestehen, bieten uns heute mit ihren vielfältigen Um- und Ausbauoptionen eine ganz wesentliche Ressource für nachhaltiges Um- und Weiterbauen.

Der Umbau wird uns also weiter begleiten?

Unser Büro gründeten wir 1987, nachdem wir unseren ersten Wettbewerb gewonnen hatten. Seither machen die Umbauten, oder das Bauen im und mit dem Bestand, einen relevanten Anteil an unseren Projekten aus. Darunter sind übrigens auch Projekte, die aus Wettbewerben hervorgegangen sind. Ab den 1990er Jahren waren zuerst große Konversionsprojekte auf Industriebrachen neue und spannende Bauaufgaben, die für uns bis heute nichts an ihrer Faszination eingebüßt haben. Uns reizt der

ästhetische Zugewinn aus den historischen Schichten ebenso sehr wie die Bewältigung der immer einzigartigen technischen Herausforderungen der Bestandsbauten. Unser Fazit daher: Wir fänden es schön, wenn sich der Schwerpunkt unserer Arbeit in Zukunft noch weiter in Richtung Bauen in und mit dem Bestand verschieben würde.

Dann bauen Sie anders als früher – besser?

Bauen ist immer ein Prozess. Bis heute kamen bei jedem unserer Bauvorhaben neue Randbedingungen hinzu, die früher tatsächlich unsere Grenzen überschritten. Das hat sich heute geändert: Wenn einmal etwas nicht so läuft, wie wir uns das vorgestellt haben, dann wissen wir doch, dass sich auch solche Herausforderungen schließlich lösen lassen – und wie wir damit umzugehen haben. Das bringt einfach die Erfahrung mit sich.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Oliver Herwig.

www.aufw.net

1 - 3 Um die unterschiedlichen Wohn- und Nutzungswünsche, die von den zukünftigen Bewohnern an das Gebäude gestellt wurden, erfüllen zu können, wurden die Innenräume von tragenden Elementen möglichst freigehalten.

Wohnungsbau mit Re-Use-Betonelementen

VALENTIN DÜRSELEN

Herr Dürselen, Schwerpunkt Ihres Architekturstudios Parabase sind die Bereiche nachhaltiges Design, Lehre und Forschung. Was genau heißt für Sie „nachhaltiges Design“?

Wir verstehen Gebäude grundsätzlich als temporäre Strukturen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder zurückgebaut werden. Im Sinne zirkulärer Wirtschaftskreisläufe gilt es entsprechend, den Einsatz der Materialien sowohl zu Beginn eines Planungs- und Bauprozesses wie auch während der Nutzungsphase und schließlich im Rahmen des Rückbaus sowie einer möglichen Wiederverwertung zu bedenken. Das Denken und Arbeiten in diesem Sinne bezeichnen wir als nachhaltiges Design.

Welche Rolle spielt der Wohnungsbau für Ihr Büro?

Generell widmen wir uns allen architektonischen Aufgaben. Der Wohnungsbau jedoch kristallisiert sich aktuell mehr und mehr als eine unserer Hauptaufgaben heraus. Es zeigt sich, dass gerade hier Themen der Kreislaufwirtschaft besonders relevant sind. Mit unserem Ansatz des nachhaltigen Designs haben wir wohl einen Nerv getroffen und sind recht erfolgreich. Das zeigt nicht zuletzt unser Wohnbauprojekt Elementa.

Zentrale Strategie des Wohnprojekts Elementa in Basel ist die Wiederverwendung von Betonbauteilen aus dem ehemaligen Lysbüchel-Parkhaus. Was können Sie uns über den Ideen- und Entwurfsprozess für dieses Projekt berichten?

Bis 2026 realisiert der Kanton Basel-Stadt im Rahmen des Wohnbauprogramms 1000+ auf dem Entwicklungsareal Walkeweg über 120 preisgünstige Wohnungen und ein integriertes Migrationszentrum mit zusätzlichen 44 Wohnungen nach ökologischen und sozial nach-

haltigen Gesichtspunkten. Das Projekt umfasst eine Fläche von rund 20 000 m². Der Wettbewerb für dieses Projekt wurde 2022 vom Kanton Basel-Stadt ausgeschrieben. Im Rahmen der Ausschreibung fragte die Stadt auch, ob und wie die Bauteile des nahe gelegenen Parkhauses Lysbüchel, fertiggestellt in den 1970er Jahren, das aufgrund eines neuen Bebauungsplans zurückgebaut werden sollte, für das Projekt Entwicklungsareal Walkeweg eingesetzt werden könnten. Die Stadt war damals, und das war das Besondere an diesem Wettbewerb, insofern in Vorleistung gegangen, als sie gemeinsam mit dem Basler Fachplanungsbüro Zirkular einen Bauteilkatalog des Parkhauses erstellt hatte. Dieser lag der Wettbewerbsausschreibung bei. Für uns war die Wettbewerbsaufgabe insofern besonders spannend, als es uns darum ging, sowohl quantitativ als auch qualitativ möglichst viel Material wiederzuverwenden. Quantitativ, um möglichst viel CO₂ einzusparen, qualitativ, weil wir schnell feststellten, dass sich mit diesen Teilen ausgesprochen gute Sachen machen lassen.

Sie haben dann nach unterschiedlichen Möglichkeiten der Wiederverwendung der Bauteile gesucht.

Beim Baufeld C handelt es sich um vierstöckige Reihenhäuser auf Basis einer Stützen-Träger-Konstruktion aus teilweise wiederverwendeten und teilweise vorgefertigten Stahlbetonelementen. Darüber hinaus planen wir hier die Wiederverwendung von Geschossdeckenelementen. Die Stahlbetonstruktur ist flexibel genug, um verschiedene Wohnungstypologien zu ermöglichen.

Für die dreigeschossigen Reihenhäuser auf dem Baufeld D planen wir das Tragsystem der Fassade unter Wiederverwendung der Stahlbeton-Rippenplatten aus dem



Valentin Dürselen (im Foto links) studierte Architektur an der Bauhaus-Universität Weimar und der USI Università della Svizzera italiana, Lugano. Nach dem Studium arbeitete er u. a. im Büro von Valerio Olgiati, seit 2021 bei der Parabase GmbH mit Sitz in Basel. Parabase wurde 2021 von Carla Ferrando und Pablo Garrido Arnaiz gegründet. Beide haben aktuell eine Gastprofessur an der ETH Zürich inne.



Vierstöckige Reihenhäuser auf Basis einer Stützen-Träger-Konstruktion aus teilweise wiederverwendeten und teilweise vorgefertigten Stahlbetonelementen.

Lysbüchel-Parkhaus und haben so die historische Ästhetik der Elemente in die neue Nutzung überführt. Tragwerk, Fassade und Innenausbau sind hier als drei eigenständige Systeme konzipiert. Dies ermöglicht nicht nur eine gute Bauteiltrennung für den nächsten Lebenszyklus der Bauten, sondern erlaubt dank nicht tragender Innenwände auch eine hohe Umnutzungsflexibilität.

Mit dieser Idee konnte dann 2023 unser Büro gemeinsam mit dem Ingenieur- und Tragwerksplanungsbüro Monotti Ingegneri Consulenti und USUS Landschaftsarchitektur den Projektwettbewerb für die Wohnüberbauung Baufelder C+D – Areal Walkeweg Nord – die Wettbewerbsjury überzeugen.

Wie haben Sie bei der späteren Detailplanung die spezifischen Qualitäten der wiederzuverwendenden Bauteile überprüft?

Im Anschluss an den Wettbewerb haben wir verschiedene Methoden für den Ausbau der Betonelemente untersucht. Wir hatten uns letztlich dafür entschieden,

die Betonelemente mittels auf Schienen gelagerter Diamantkreissägen aus dem Parkhaus auszubauen. Die einzelnen Elemente wurden dann weiteren Qualitätstests unterzogen – mit dem Ergebnis, dass sich ca. 2/3 der geborgenen Elemente als qualitativ hochwertig und für die Wiederverwendung einwandfrei erwiesen.

Die Re-Use-Betonelemente werden für das Wohnprojekt Elementa mit neuen vorgefertigten Betonelementen zusammen verbaut. Wie wird das prozentuale Verhältnis von alten und neuen Elementen aussehen?

Das können wir derzeit noch nicht ganz genau sagen. Unser Ziel ist es, beim Bau von Elementa stets alte Betonteile – also Betonrippenplatten und einige Betontträger – mit neuen Elementen zusammenzufügen, um gewisse Kräfte besser aufnehmen und mögliche Toleranzen bezüglich der einzelnen Maße ausgleichen zu können. Wir werden also immer wechseln zwischen altem, neuem und wieder altem Element. Insgesamt wird das

Zentrale Strategie des Wohnprojekts Elementa in Basel ist die Wiederverwendung von Betonbauteilen aus dem **1** ehemaligen Lysbüchel-Parkhaus. **2** Visualisierung der viergeschossigen Gebäude mit Stützen-Trägerstruktur.



„Re-Use wird sich mit Sicherheit als ein fester Teil der künftigen Bauwelt etablieren.“

Gebäude zwei Geschossdecken aus Re-Use-Beton, zwei Geschossdecken in Holzbauweise und schließlich eine Dachabdeckung wieder aus Re-Use-Betonelementen haben. Die dünneren Dachelemente aus Beton waren ursprünglich nicht im Bauteilkatalog enthalten. Wir „entdecken“ sie sozusagen bei einer Besichtigung des Parkhauses nach dem Wettbewerb und setzen sie jetzt wieder für ihren ursprünglichen Zweck ein.

Was bedeutet der Einsatz von Re-Use-Bau-Elementen für die Grundrissplanung? Ist man hier eingeschränkter?

Der gesamte Planungsablauf und auch die Grundrissplanung sind gänzlich anders. Und natürlich ist man stark eingeschränkt, eben weil die Länge der eingesetzten Bauteile nicht beliebig verändert werden kann. Umso wichtiger ist es, über mögliche Lösungen zwischen den alten Bauteilen nachzudenken. Dies gilt sowohl für die Struktur und die Volumetrie wie auch für die Grundrisse. Alles muss stets zusammen geplant werden. Gerade beim sozialen Wohnungsbau, bei dem es Vorgaben und Größen zu beachten gilt – und zu dem ja auch unser Projekt Elementa gehört –, ist dies eine Herausforderung.

Das klingt nach einem hohen Planungsaufwand. Wann werden Sie mit dem Bau beginnen können?

Das alte Parkhaus ist inzwischen fertig zurückgebaut, die Betonelemente lagern derzeit auf der neuen Baustelle und warten hier auf ihre Verwendung. Wir hoffen auf einen möglichst schnellen weiteren Planungsprozess, um bald mit dem Bau beginnen zu können.

Aufforderung des Wettbewerbs war es, nach der Maxime „low cost, low energy“ zu planen, also zu angemessenen Mietpreisen und angemessenen ökologischen Bedingungen. Ist dieses Ziel Ihrer Meinung nach erreicht worden?

Mit kompakten Grundrissen ermöglichen wir preisgünstige Mieten. Die Wohnhäuser werden fossilfrei beheizt, die Stromversorgung erfolgt größtenteils über die eigene Photovoltaik-Anlage. Der Einsatz gebrauchter Betonelemente reduziert den CO₂-Abdruck der Wohngebäude wesentlich. Ich denke, dass wir mit dem Projekt Elementa beispielhaft zeigen, welche Möglichkeiten sich für den künftigen Wohnungsbau bieten.

Die Jury erwähnte ausdrücklich die Ästhetik von Elementa: Bestechend sei der architektonische Ausdruck der Bauten, die das Thema Re-Use gekonnt umsetzen. Die Hoffnung, dass Re-Use zu einer neuen Ästhetik führt, werde hier erfüllt. Muss Re-Use zu einer neuen Ästhetik führen?

Was ist eine neue, was ist eine alte Ästhetik?

Man kann die eingesetzten Betonelemente auch als Wiederverwertung der Spolien verstehen, die wir schon seit Ewigkeiten in der Architektur vorfinden. Die bildliche Kraft, die das Projekt in der öffentlichen Wahrnehmung hat, hat sicherlich auch zur Popularisierung unseres Vorschlags beigetragen. Und sicherlich haben auch einige erkannt, dass man mit dem Ansatz von Re-Use nicht nur nachhaltig bauen, sondern auch interessante architektonische Aussagen machen kann – Qualitäten und Aussagen aus der Vergangenheit neu interpretieren kann. Und nicht zuletzt darf das Projekt durchaus auch dazu beitragen, dass Re-Use mit einem gewissen Nachdruck auch in unserer Gesellschaft sichtbar wird.

Elementa zählt zu den ersten in der Schweiz realisierten Re-Use-Wohnbauprojekten. Werden weitere Re-Use-Projekte im Wohnungsbau folgen?

Ja, Re-Use wird sich mit Sicherheit als ein fester Teil der künftigen Bauwelt etablieren. Auch wenn es derzeit noch manche Herausforderungen, z. B. in Sachen Brand- und Schallschutz, zu bewältigen gilt, die jeweils von Fall zu Fall zu lösen sind. Mit unserem Projekt zeigen wir, dass Re-Use auch im Wohnungsbau möglich ist.

Könnte das Bauen mit Re-Use-Elementen auch zur Lösung des Wohnungsmangels beitragen?

Die Bewältigung des Wohnungsmangels bei gleichzeitiger Berücksichtigung unserer Klimaziele erfordert einen ganzheitlichen Ansatz, der sowohl die baulichen als auch die sozialen Aspekte berücksichtigt. Statt nur auf Neubau zu setzen, sollten vorhandene Strukturen genutzt und effizienter gestaltet werden, um sowohl Wohnraum zu schaffen als auch die Klimaziele zu erreichen. Hier geht es um Nachverdichtung und Umnutzung, Sanierung und Effizienz, Wohnsuffizienz, klimafreundlichen Neubau und selbstverständlich auch soziale Aspekte, denn der Wohnungsmangel betrifft vor allem Menschen mit geringem Einkommen. Natürlich müssen wir gerade in Sachen Wohnsuffizienz unsere bislang etablierten Standards überdenken: Welches Minimum müssen wir erfüllen, was können wir als Luxus ansehen. Gerade hier brauchen wir neue Ideen und Lösungsansätze. Und eventuell muss man hier ab und an auch etwas gelassener denken, um auch neue Lösungsansätze zulassen zu können. Das würde auch das Bauen mit Re-Use-Elementen erleichtern.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

1 + 2 Für die dreigeschossigen Reihenhäuser auf dem Baufeld D wird das Tragsystem der Fassade unter Wiederverwendung der Stahlbeton-Rippenplatten aus dem Lysbüchel-Parkhaus geplant. **3 + 4** Das alte Parkhaus ist inzwischen fertig zurückgebaut, die Betonelemente lagern derzeit auf der neuen Baustelle und warten hier auf ihre Verwendung.



Grünes Gemeinschaftswohnzimmer und Calypso-Karusselle

WOHNEN IN MÜNCHEN-FREIHAM

Eine besondere Wohnanlage
von 03 Arch., ENEFF, illiz
architektur ZT und Westner
Schührer Zöhrer.





Das also ist die Rettung der aus allen Nähten platzenden Millionenstadt München: Freiam, ein 350 Hektar großes Neubaugebiet im Westen, dort, wo die Autobahnspange A99 in weitem Bogen in die A96 mündet. Früher lagen hier nur Felder, nun wachsen Punkthäuser in den weißblauen Himmel, Schulen und ein breiter Grünanger mit Blick auf die Großsiedlungsbauten von Alt-Freiam. Das moderne Quartier soll vieles besser machen als andere Stadterweiterungen der letzten Jahre, vor allem aber dichter und zugleich nachhaltiger ausfallen. Wenn alles nach Plan geht, könnten hier im Jahr 2040 gut 25.000 Menschen leben und 15.000 Arbeitsplätze entstanden sein.

Urbanisierter Bebauungsplan

Noch aber ist das Ganze im Wachsen, was den Barista der Kaffeebar Marea zu einem ironischen Kommentar verleitet: Von fünf Zufahrtsstraßen seien sechs gesperrt. Und die S-Bahn fahre nur, wenn sie wolle. Demnächst brauche er wohl einen Hubschrauber, um hierherzukommen. Sein Eisalon bildet zusammen mit dem gegenüberliegenden Nachbarschaftstreff das Herz der Ute-Strittmatter-Straße, wo alle zusammenkommen, reden, sich austauschen. Er liegt im Erdgeschoss eines der spannendsten Wohnbauprojekte des ganzen Viertels, entstanden als Gemeinschaftsleistung der Wohnungsbaugenossenschaft WOGENO mit gleich vier Architekturbüros: O3 Arch. (München), ENEFF Architekten (München), illiz architektur ZT (Wien/Zürich) sowie Westner Schührer Zöhrer (München) und der Uniola Landschaftsarchitektur. Zusammen schufen sie ein Ensemble mit 6.370 Quadratmetern Wohn- und etwas über 700 Quadratmetern Gewerbefläche. Vor allem aber schufen sie Gemeinschaft.

Am Anfang stand das Gespräch, ein intensiver Austausch zwischen Stadtplanerinnen und Architekten, Bürgern und Genossenschaftlern. Von kooperativer Entwicklung sprechen viele, sie in Workshops aber vor Ort durchzuhalten und möglichst viele Meinungen und Menschen mitzunehmen, gelingt freilich nur wenigen. Freiam setzt hier Maßstäbe. Im direkten Austausch mit der Stadtplanung wurde der Bebauungsplan verändert, man könnte auch sagen: urbanisiert. Zwei straßenbegleitende Baukörper springen zurück und bilden nun einen halb offenen, halb geschützten Platz, der zwischen Straße und Genossenschaftsareal vermittelt. Nach intensiven Workshops nahm die Idee gemeinschaftlichen Wohnens Gestalt an, als Ensemble dreier Häuser, von denen zwei den Platz mit seiner Eisdiel und dem Bewohnertreff fassen und zugleich Platz machen für den geschützten Grünbereich nach Norden, den ein weiteres Punkthaus nach Osten abschließt.

Runde Sache

Rund um das grüne Gemeinschaftswohnzimmer liegen 82 Wohneinheiten und drei Wohngemeinschaften an langen Laubengängen, realisiert in Betonfertigteilkonstruktion mit vorgehängten Rundbalkonen. Aus dem zuvor festgelegten konstruktiven System und gemeinsamen Grundsätzen schufen die beteiligten Büros Einheit in der Vielheit. Die Farbe der Häuser changiert von Burgunder- bis Ochsenblutrot, nur die Konstruktion ist immer gleich: Schottenbauweise in Stahlbeton mit Innenwänden in Trockenbau. Dazu kommt eine selbsttragende Fassade in vorgefertigter Holzständerbauweise mit Holzbekleidung. Vom Hof aus betrachtet, wirkt das Ensemble fast wie eine Ferienanlage. „Die Holzfassaden der Häuser sind bewusst farbenfroh gehalten. Ihren besonderen optischen Charakter erhalten

1 + 2 Im neuen Stadtteil Freiam im Münchner Westen wurde 2024 ein dreiteiliges Ensemble an der Ute-Strittmatter-Straße realisiert, das 82 Wohneinheiten mit drei Wohngemeinschaften, drei Gewerbeeinheiten und einen Nachbarschaftstreff aufnimmt.

BERICHT



Rund um das grüne Gemeinschaftswohnzimmer liegen 82 Wohneinheiten und drei Wohngemeinschaften an langen Laubengängen, realisiert in Betonfertigteilkonstruktion mit vorgehängten Rundbalkonen.

diese Häuser aber durch ungewöhnliche, runde Balkone aus Beton, die in Form und Ausführung an Calypso-Karusselle erinnern“, erklärt dazu die Wogeno. Eine spannende Assoziation, die selbst Wiesn-Gängern nicht auf Anhieb geläufig sein dürfte. Die „Calypso-Karusselle“ waren ein beliebtes Fahrgeschäft, bevor sie in den Achtzigern durch das „Break Dance“ abgelöst wurden. Wie auch immer: Das Leichte, Luftige, Unbeschwerte dominiert und macht zu einem guten Teil den Zauber des Entwurfs aus, der ganz selbstverständlich ganz unterschiedliche Wohnformen und -größen vereint.

Ohne viel Theater

Über vier Geschosse entfaltet sich die „Bühne des gemeinschaftlichen Lebens“, wie es 03 Arch. augenzwinkernd nennt: runde Balkone an Laubengängen rund um eine gemeinsame Bühne. Ihre vorgefertigten Betonelemente samt stählerner Brüstung und Vorhang lassen den Bewohnern die Wahl, sich allen zu präsentieren oder den grauen Vorhang zu schließen für eine ganz private Soiree. Längst wurden die von den eigentlichen Wohnungen separierten Logenplätze in Besitz genommen. Hier steht ein Planschbecken, dort eine Sitzbank, gegenüber ein Balkon mit Campingstühlen, ein weiterer wurde sogar mit Holzparkett versehen, der nächste geriet dank Pflanzkübeln und Blumenkästen zum privaten Dschungel. In ihrer ganzen Vielfalt zeigt sich eine offene Gesellschaft im Sommer 2025: ungezwungen bis unbeeindruckt, eine Mischung aus freier Bühne und zugezogener Privatheit. Eine erfreuliche Bilanz, auch weil der überwiegende Teil der Anlage als geförderter Wohnraum entstand im Rahmen der Programme München Modell-Genossenschaften (MMG) und Einkommensorientierte Förderung (EOF). Nur ein Viertel ist frei finanziert.

Wenn eine Stadt wächst

Mit dem Auto dauert es gut 25 Minuten vom Zentrum bis nach Freiham, mit der S-Bahn geht es etwas schneller. Bis der Stadtteil aber vollendet ist, wird er von seinen Pionieren noch so einiges abverlangen. Erste Landmarken sind geschaffen: die Geothermieranlage Freiham etwa oder der Bildungscampus für 3.000 Schülerinnen und Schüler. Alles andere muss folgen, sich einwachsen und weiterentwickeln. In Freiham sollte eigentlich bereits in den 1960er Jahren eine Entlastungsstadt entstehen. Was dem Stadtteil bis heute fehlt, ist eine Idee oder ein Zentrum, das Orientierung böte, auch wenn Stadtbaurätin Elisabeth Merk im Gespräch mit der Baunetzwoche #620 betont: „Urbanität heißt nicht nur Einkaufen und Shoppen, sondern umfasst auch noch andere Angebote im Sinne von Nachbarschaft. Diese haben wir strategisch und räumlich ganz gut verteilt.“ Diese Aussage wird sich wohl erst in einigen Jahren bewerten lassen. So bleibt es bei vielen guten Ansätzen, vor allem genossenschaftlichen Bauten. Einen Prototyp des Wohnens im 21. Jahrhundert schufen die Büros 03 Arch., ENEFF Architekten, illiz architektur ZT, Westner Schührer Zöhrer und Uniola Landschaftsarchitektur: offen und diskursiv, schützend und charmant.

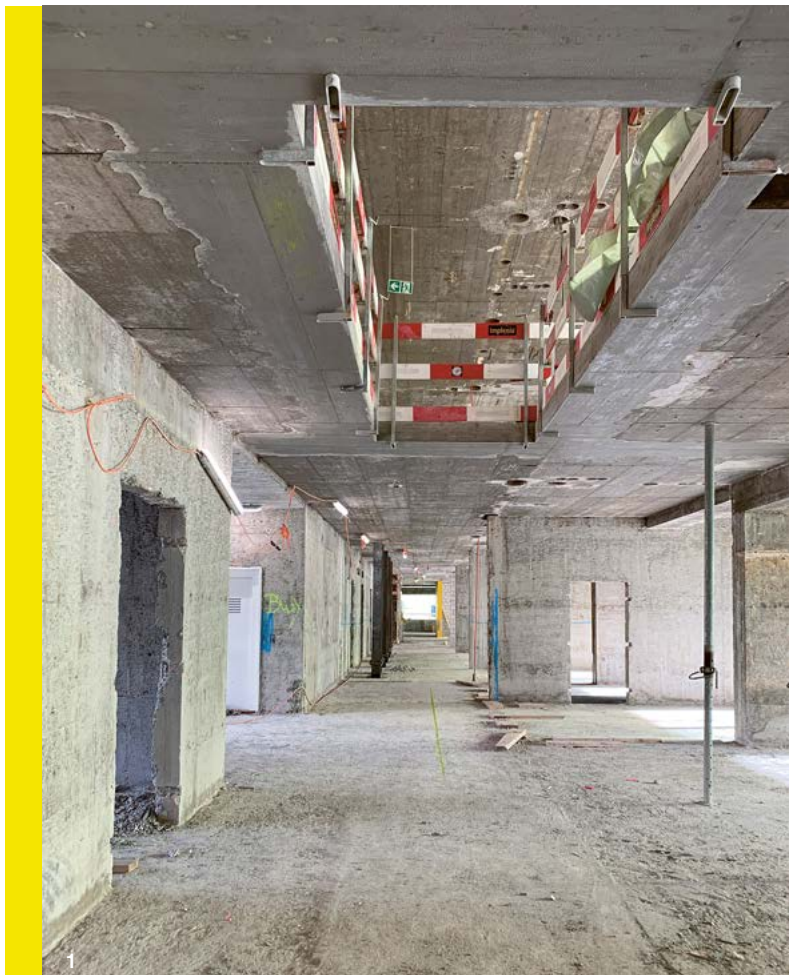


1 + 2 Unterschiedliche Wohnformen und -größen bieten den Bewohnerinnen und Bewohnern des Ensembles ein vielfältiges Spektrum an Grundrissen. Insgesamt wurde eine Geschossfläche von ca. 9.600 Quadratmetern realisiert, wovon ca. 6.370 auf die Wohnfläche und ca. 700 Quadratmeter auf die Gewerbefläche entfallen.

Alles kommt unter ein Dach

DAS FELIX-PLATTER-SPITAL IN BASEL WIRD ZUM MITEINANDERHAUS

Re-Use beispielhaft: Ein altes Spital wird in einen Wohnbau verwandelt.



1 - 4 Erbaut wurde das ehemalige Felix Platter-Spital 1962–1967 von den Architekten Fritz Rickenbacher und Walter Baumann. Mit unterschiedlichen Sanierungsstrategien konnte das Baudenkmal in seiner Erscheinung erhalten werden. Entstanden ist ein Wohnhaus mit 130 Wohneinheiten.



Auch über ein halbes Jahrhundert nach seiner Einweihung ist der Betonriegel des ehemaligen Felix-Platter-Spitals im Nordwesten Basels eine eindruckliche Erscheinung. Das 1967 entstandene, 105 Meter lange und 35 Meter hohe Monument der Moderne hat sich freilich völlig verwandelt, gehäutet und neu erfunden. Aus der rationalistischen Klinikmaschine wurde ein „Miteinanderhaus“ für gemeinschaftliches Wohnen – durch einen genialen chirurgischen Eingriff der Arge Müller Sigrist Architekten aus Zürich und der Rapp AG (vormals Rapp Architekten AG) aus Basel. Sie hinterfingen die Rasterfassade mit einer zweiten Haut und erhielten sie so als Zeitzeuge und klimagerechtes Palimpsest. An der Südseite entstanden großzügige Wintergärten, in denen sich das Wohnen wie durch ein Brennglas beobachten lässt, während sich die Sockelzone, wo einst die Verwaltung untergebracht war, durch Gemeinschaftseinrichtungen für die Allgemeinheit öffnet. Eine neue, sich quer durch das Gebäude schlängelnde Treppeanlage teilt die Krankenhauskorridore in einzelne Abschnitte und verbindet das Haus zugleich.

Ursprünglich hätte der von Fritz Rickenbacher und Walter Baumann entworfene Großbau einfach abgerissen werden sollen, doch zum Glück formierte sich Widerstand gegen diese radikale und nicht mehr zeitgemäße Form der Entsorgung von Baudenkmalen. Klaus Spechtenhauser von der Kantonalen Denkmalpflege Basel zählt den „Spitalbau zu den besten Beispielen seiner Gattung in der Schweiz“ und lobt das „feingliedrige Raster aus vorfabrizierten Be-



tonelementen“ an der Nordseite. Es ist nicht ohne Ironie, dass ein vor 50 Jahren als zukunftsweisend gedachtes Krankenhaus nicht mehr dem Stand der Technik genügt und auch durch eine weitere Sanierung das geforderte Niveau kaum erreicht hätte, beschreibt Philip Thoma vom Büro Müller Sigrist Architekten das Schicksal großer Kliniken und erinnert sich an seinen ersten Besuch nach dem Auszug der Patienten. Neben leeren Betten hingen lose Telefonhörer, die Schritte hallten durch schier endlose Fluren. „Das war spooky, als sei plötzlich ein Krieg ausgebrochen.“ Zum Glück gab es einen Plan, wie aus dem Spitalflair ein lebendiges Gemeinwesen entstehen sollte.

BERICHT

Alles öffnen, alles verbinden

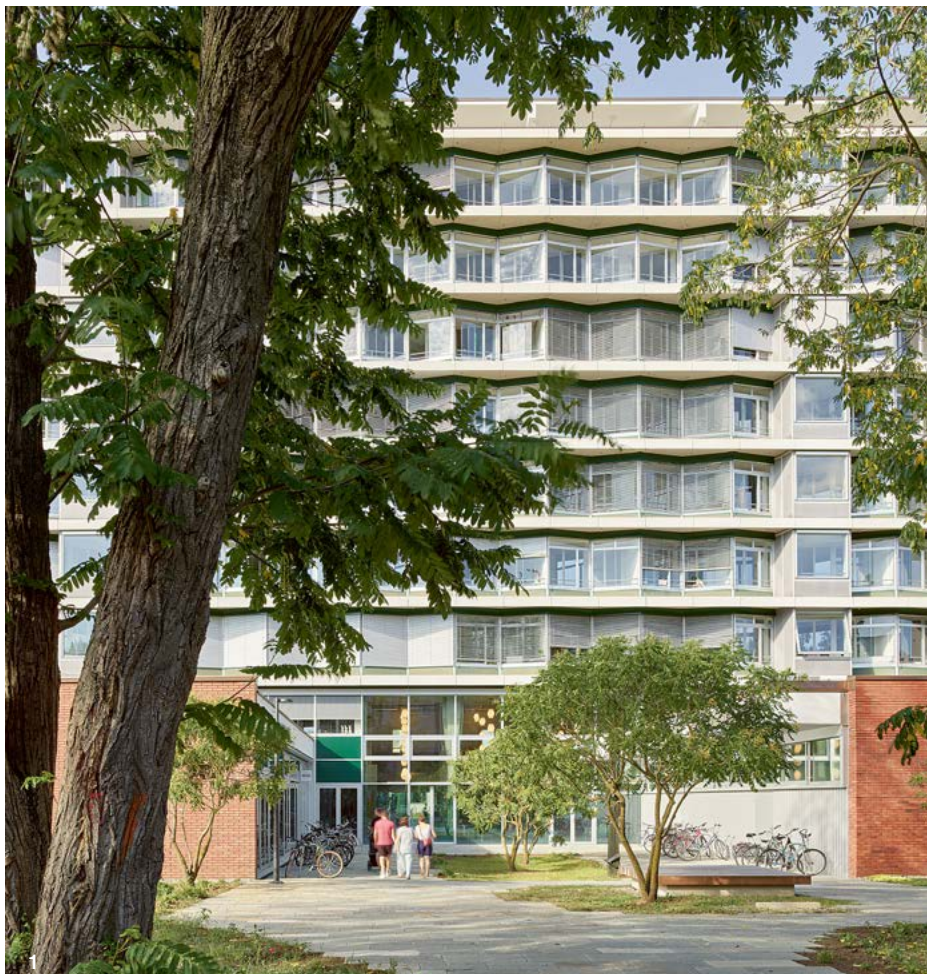
Diese Vision verband eine neu geschaffene Eingangshalle mit einer Treppenanlage, die sich wie ein Rückgrat durch das ganze Gebäude zieht, Blickbezüge über mehrere Geschosse schafft und unheimliche Präsenz langer Korridore bricht. Ziel war eine neue Gemeinschaft, die sich nicht in klinischen Dimensionen verliert, sondern mit einer bewusst herbeigeführten Kleinteiligkeit der durchgesteckten Wohnungen spielt, bis sich in der Gemeinschaftsterrasse im achten Obergeschoss mit ihrem Blick über ganz Basel alles wieder verbindet. Das Haus wurde kleinteiliger, menschlicher. Damit aber waren nicht alle Probleme gelöst, im Gegenteil. Es erforderte schon eine Portion Mut und Vorstellungskraft, das ehemalige Krankenhaus neu zu denken. Das begann beim Tragwerk. Früher wurde Beton etwa nur dort eingesetzt, wo es aus statischer Sicht auch wirklich nötig war. Material war teuer, Arbeitskraft nicht. Das hat sich gedreht, betont Thomas Stegmaier, Mitglied der Geschäftsleitung und langjähriger Partner der Rapp AG: „Beim Bau sind wir mit dünnen Decken und vielen Unterzügen konfrontiert, die Traglasten für Decken und Böden sind relativ gering.“ Also ging es an die „grundlegende Sanierung des Gebäudes“, auch um den gewünschten Erdbeschutz zu gewährleisten. Um die Deckenlast nicht zu überschreiten, griffen die Architekten auf einen Trockenestrich zurück: eine Schüttung, auf der wiederum Gipsplatten mit integrierter Bodenheizung verlegt werden. „Die Vorteile sind klar: lediglich sechs Zentimeter stark,

wenig Gewicht, kostengünstig.“ Damit ließ sich aber die Erdbbensicherheit nicht gewährleisten. Statt die alten Treppenhäuser aufwändig an neue Standards anzupassen und zu ertüchtigen, wurden drei neue gebaut. Und auch damit endeten die Herausforderungen nicht. Die vielleicht grundlegendste: Ein Wohnbau hat andere Dimensionen als eine Klinik, er funktioniert völlig anders. Stegmaier nennt die großen Raumtiefen des Hauses, die zu Belichtungsproblemen führen könnten. Zum Glück werde durch die „südwestliche Ausrichtung und die hellen Decken und Wände das Licht gut in die Raumtiefe transportiert.“ Herausfordernd blieben lediglich reine Nordostwohnungen, „die eigentlich falsch ausgerichtet“ seien und wohl eher für „temporäre – ‚ambulante‘ – Bewohner genutzt“ würden.

Geschichte erhalten

Wo immer möglich, blieb die Geschichte des Hauses lesbar, Wände wurden oft nicht einmal neu gestrichen, sondern nur gewaschen, Putz und abgehängte Decken entfernt und die rohen Betonwände freigelegt. Und da bei jeder Wand überlegt wurde, ob sie auch genug Reserven bietet, blieb auch das Genossenschaftshaus schlank in der Erscheinung, auch wenn faktisch eine zweite Fassade eingezogen wurde, eine zusätzliche Fensterebene hinter der alten Fassade aus einfach verglasten Schiebeelementen, um die mediokren Dämmwerte des Bestandes zu verbessern. Es entstanden unbeheizte Loggien, Jahreszeitenzimmer, die als Wintergärten dienen und das ikonische

1 - 3 Im Parterre finden sich Kinderbetreuungsangebote, Quartierläden, Treffpunkte, Gewerberäume und ein Bistro, in den Obergeschossen befinden sich kompakte, vielfältige Wohnungen: von Budget- und Maiso-nettewohnungen über neue Wohnformen bis hinzu Gästezimmern. Herzstück des ehemaligen Spitalbaus ist das doppelstöckige Foyer, das die öffentlichen Nutzungen erschließt und gleichzeitig die öffentliche Querung im Quartier ermöglicht.



Wo immer möglich, blieb die Geschichte des Hauses lesbar.



Erscheinungsbild des Hauses bewahren. Der CO₂-Bilanz hat das gutgetan. Hier wurde ein Baudenkmal gerettet und Unmengen von Beton und Stahl erhalten. Wenige Metallbauer wären heute in der Lage, Fenster mit solch gewaltigen Kippflügeln zu fertigen, und schon gar nicht zu einem Preis, der einen derartigen Eingriff rechtfertigen würde. Bei allem Enthusiasmus hielt die Genossenschaft nämlich am Ziel fest, einen günstigen Wohnungsbau zu realisieren. Sie wollten mit vertretbarem Aufwand guten Raumkomfort schaffen. In den neuen mediterranen Sommern mag es warm werden, aber das spricht nicht gegen diese rundum gelungene Form der Konversion. Philip Thoma vom Büro Müller Sigrist Architekten jedenfalls sieht viele Vorteile dieses Umgangs mit dem Bestand. Beton, intelligent verwendet, heißt für ihn auch in Zukunft, dünne

Decken und Erdbebensicherheit im tektonisch aktiven Rheingraben zu verbinden. Gut gemacht, könne Beton ein warmes, schönes Material sein, was gerade bei diesem Baudenkmal deutlich werde. „Das Haus soll leben, das bestätigen auch die Bewohner.“ Offenbar ist es gelungen, einen alten Tanker wieder flott zu machen. Der achtgeschossige, von einem Attikageschoss gekrönte Bau, einst Sinnbild technokratischer Fürsorge, wird zum sozialen Experimentierfeld, weil Bauherren und Architekten Herausforderungen ernst nahmen und lösungsorientiert dachten.

Oliver Herwig

www.muellersigrist.ch

www.rapp.ch

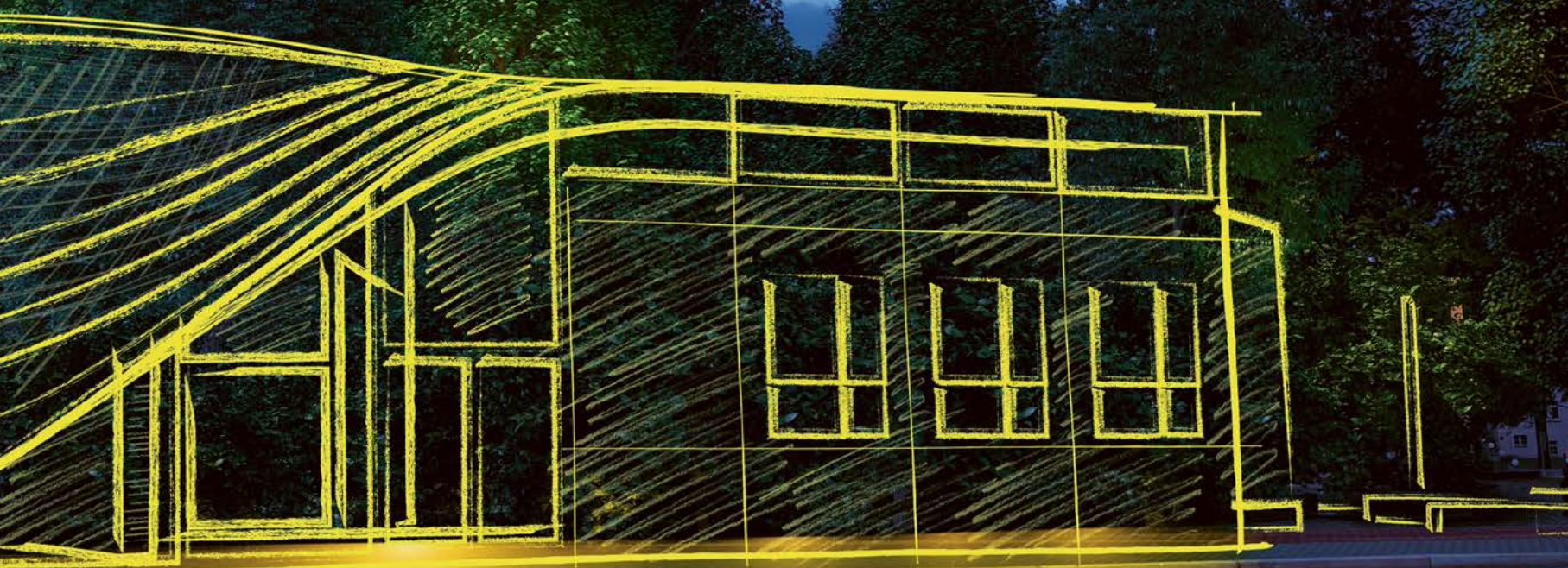
Beton. Für große Ideen.

Der CUBE - ein Haus aus Carbonbeton.

Das Material setzt Zeichen und schont Ressourcen bis zu 80 Prozent.
Frei formbar setzt es Maßstäbe für Ökologie und Ökonomie.
Eine lange Lebensdauer, einfach recycel- und wiederverwendbar.
So geht nachhaltiges Bauen.

www.beton-fuer-grosse-ideen.de

Klimaeffizient
Ressourcenschonend
Energiesparend



Beton
CUBE – Dresden

Bauherr: TU Dresden, Prof. Dr. Manfred Curbach
Konzeptdesign: Henn GmbH, München/Berlin/Peking/Shanghai
Generalplanung: AIB GmbH Architekten und Ingenieure, Bautzen
Netzwerk: C³ - Carbon Concrete Composite

Wohnen in inspirierenden Räumen aus Beton

ALEXANDER MÜHLBAUER

Beton kann nicht nur eine funktionale, sondern auch eine starke ästhetische Rolle übernehmen.

Herr Mühlbauer, Sie haben Ihr Büro 2021 gegründet und seither schon zwei Projekte realisiert, bei denen der Baustoff Beton eine zentrale Rolle spielt: das Thürwacherhaus in Ingolstadt und das „House with two courtyards“ in Bad Kötzing im Bayerischen Wald. Woher rührt Ihre Begeisterung für den Baustoff?

Alexander Mühlbauer: Mein Vater Andreas Josef Mühlbauer hat sich mit seinem Büro Mühlbauer schon seit vielen Jahren auf die behutsame Sanierung und Umnutzungen historischer Bauwerke in der Altstadt von Ingolstadt spezialisiert. Mein Bruder Andreas und ich sind nach Abschluss unseres Architekturstudiums in das Büro unseres Vaters mit eingestiegen. Unser erstes gemeinsames Projekt war das Thürwacherhaus in Ingolstadt. Mein Vater, den wir schon während des Studiums oft in seinem Büro unterstützten, sagt oft den so schönen Satz „Das Material ist unschuldig“. Ein nach meinem Dafürhalten sehr wahrer Satz. Denn als Architekt bin ich dafür verantwortlich, auf welche Art und Weise Materialien eingesetzt werden. Beton kann, gerade auch in Sichtbetonqualität und mit einem klaren architektonischen Konzept eingesetzt, nicht nur eine funktionale, sondern auch eine

starke ästhetische Rolle übernehmen. Beide Eigenschaften haben wir sowohl bei der Sanierung des Thürwacherhauses wie auch beim Neubau des „House with two courtyards“ genutzt.

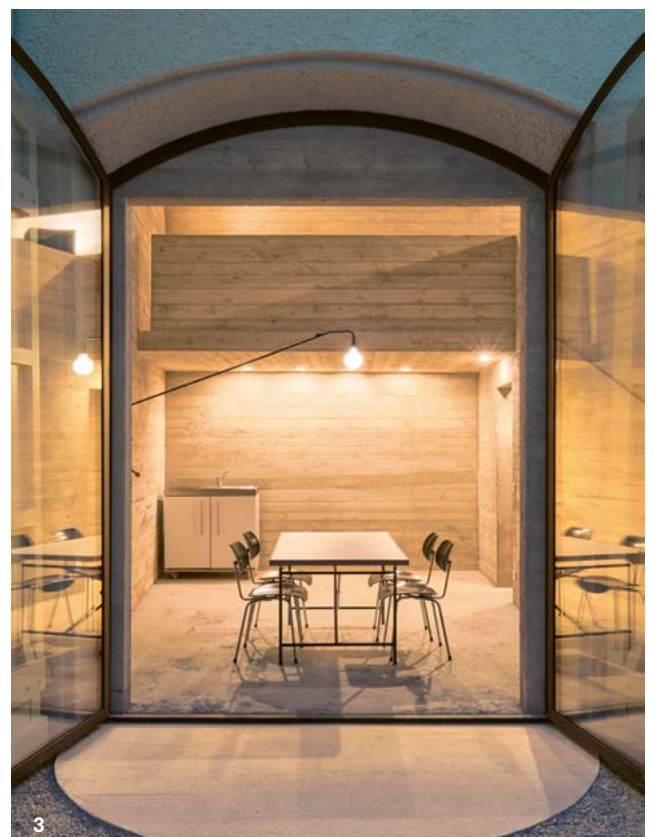
Beim Thürwacherhaus handelt es sich um ein historisches Stadtbauernhaus, das später als Wohnhaus umgebaut wurde und in den letzten Jahren leer stand. Wie sind Sie bei der Sanierung vorgegangen?

Das Ensemble in der Taschenturmstraße gliedert sich in zwei getrennte Bauteile. Einerseits das angestammte Wohnhaus mit einer Teilunterkellerung und andererseits einem im rechten Winkel dazu stehenden Stadel. Beide Gebäudeteile gruppieren sich um einen ca. 35 m² großen Innenhof, der durch eine Mauer vom öffentlichen Straßenraum abgeschirmt ist. Der Bauzustand entsprach städtebaulich im Wesentlichen dem aus dem Jahr 1902 und hatte in den letzten Jahrzehnten vielerlei Umbauten erfahren.

Durch unsere Sanierung umfasst das Wohnhaus heute eine Erdgeschoss- und zwei Maisonettewohnungen. Eine besondere Herausforderung stellte der Umbau des ehemaligen Stadels dar, in dem früher eine Scheune und

Alexander Mühlbauer, (im Foto rechts) geboren 1998, studierte bis 2024 Architektur an der Hochschule München und an der TU München. Seit 2021 arbeitet er mit seinem Vater und seinem Bruder Andreas (links) als BÜRO MÜHLBAUER zusammen. Seine ersten beiden Gebäude sind das Thürwacherhaus in Ingolstadt und das „House with two courtyards“ in Bad Kötzing. Alexander Mühlbauer lehrt an verschiedenen Architekturschulen, aktuell am KIT.





In Ingolstadt wurde ein mittelalterlicher Bauernhof zu einem Wohn- und Atelierhaus umgebaut. Der alte Stadel wurde in ein Atelierhaus mit neuen Raumfolgen verwandelt. **1 + 3** Im Erdgeschoss befindet sich das Esszimmer, **2** und Seiten **18/19** im Galeriegeschoss der Wohnbereich.







„Wir fanden es spannend, Fundament, Böden, Wände und Decken mit einem Material in ganz unterschiedliche Formen bringen zu können.“

ein Stall untergebracht waren. Denn der Stadel befand sich in einem alles andere als guten Zustand. Hier haben wir ein dreigeschossiges Stadthaus geschaffen, indem wir die äußere Kubatur erhalten und gleichzeitig das innere Volumen neu strukturiert haben.

Inwiefern eine Herausforderung?

Wir haben eine raumhaltige Betonstruktur in das Bestandsgebäude eingefügt. Dazu mussten wir zunächst die Mauern des Stadels von innen her durch das Einziehen einer neuen Betonstruktur statisch ertüchtigen. Hierzu wurde auf die Innenseite der alten Außenwände zunächst bis zum zweiten Obergeschoss hin eine Kerndämmung und anschließend eine monolithische Betonschale mit handwerklich errichteter Brettschalung aufgebracht. Neben dieser statischen Ertüchtigung mit Beton galt es, mit dem Material auch gestalterisch zu arbeiten. Entsprechend haben wir anschließend die Querwände, eine Galeriebrüstung und zwei Treppen, ebenfalls in Sichtbetonbauweise, eingezogen. Die neue Wandschale, die Querwände

und die Galeriebrüstung zeigen die Textur von sägerauen Fichtenholzbrettern. Auf diese Weise konnten wir eine sich bis zum Dachstuhl hin erstreckende neue, in Beton gegossene Raumfolge schaffen. Im Erdgeschoss haben wir einen Hauptraum mit Koch- und Essbereich, der über ein zweiflügliges Tor zum Innenhof geöffnet werden kann. Daneben liegen der Treppenraum und das von Glasbausteinen geschützte Bad. Auf den Querwänden liegt eine verkürzte Deckenplatte. Diese Galerie dient als Wohnzimmer des Atelierhauses. Über den historischen Deckenbalken folgt der restaurierte Dachstuhl als der neue Schlafplatz.

Welchen Beton haben Sie eingesetzt?

Wir haben einen Normalbeton C25/30 XC1 in F3 ohne Farbzusatz eingesetzt, den die Betonbauer in drei Abschnitten in jeweils zwei Meter hohen Lagen eingebracht, um die Bestandsmauern nicht zu sehr zu beanspruchen. Nach dem Ausschalen haben wir nur geringfügige betonkosmetische Maßnahmen vorgenommen.

Werfen wir einen Blick auf Ihr Projekt „House with two courtyards“. Was hat es mit der Bezeichnung auf sich?

Es handelt sich hier um ein ebenerdiges Wohnhaus mit einem größeren und einem kleineren Innenhof. Daher der Name, den sich mein Bruder ausgedacht hatte.

Wie kam es zu dem Projekt?

Unser Vater hatte ein kleines Grundstück in seinem Heimatort Bad Kötzing im Bayerischen Wald geerbt. Während unseres Studiums haben mein Bruder und ich meinen Vater immer wieder ein wenig gestichelt, ob wir hier nicht ein Haus bauen könnten, und haben ihm dazu immer wieder verschiedene Ideen und Entwürfe gezeigt. Da die Umgebung sehr heterogen geprägt ist, haben wir vorgeschlagen, ein Hofhaus zu bauen – und damit eine sozusagen eigene, von der Außenwelt ganz abgeschlossene Welt zu schaffen, einen geschützten, fast introvertierten Raum, der sein Tageslicht einzig über die beiden Innenhöfe erhält.

Auch dieses Gebäude haben Sie ganz in Sichtbeton realisiert.

Ja, auch hier haben wir ausschließlich monolithisch und extrem reduziert mit Sichtbeton gearbeitet. Wir wollten damit den ungewöhnlichen, fast schon experimentellen Charakter des Gebäudes unterstreichen. Hier haben wir mit handelsüblichen Schaltafeln gearbeitet. Man erkennt also auch hier die handwerklichen Leistungen. Darüber hinaus finden wir es spannend, Fundament, Böden, Wände und Decken mit einem Material in ganz unterschiedliche Formen bringen zu können.

Wie gehen die Nachbarn mit solch einem Gebäude um?

Mein Vater ist in diesem Ort aufgewachsen, und natürlich kennt er die Nachbarn persönlich. So war eine Akzeptanz im direkten Umfeld des Betonhauses vorhanden. Beim Richtfest wurde gemeinsam mit den Nachbarn und dem Bürgermeister gefeiert. Deren Reaktion beim Betreten des Hauses mit seinen beiden Innenhöfen war durchwegs positiv. Sie waren überrascht von den innenräumlichen Qualitäten.

Auf Ihrer Website schreiben Sie, dass Sie „Baukunst leben“. Was heißt das genau?

Der Begriff der Baukunst ist ja schon ein sehr alter. Er beschreibt das kulturelle, ästhetische und funktionale Verständnis und damit die intensive, qualitätsvolle gebaute Beziehung zwischen uns Menschen und dem uns umgebenden und so auch uns prägenden Raum. Wir sehen unsere Aufgabe darin, Räume so zu gestalten, dass sie uns Menschen inspirieren. Baukunst leben heißt für uns, die räumlich erfahrbare Schönheit des Gebauten zu suchen, bis ins Detail hinein zu planen und möglichst präzise umzusetzen.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

1 - 4 Das „House with two courtyards“ im Bayerischen Wald ist von seiner Umgebung abgeschlossen. Zwei Innenhöfe belichten das Haus. Die öffentlichen Räume richten sich zum großen, die privaten Räume zum kleinen Innenhof aus. Das Haus ist komplett in Beton gegossen.



Herausforderungen an das Wohnen neu denken

ELEVEN DECKS IN DER HAFENCITY HAMBURG

Ein ungünstig geschnittenes Grundstück hat das Büro Carsten Roth Architekt animiert, die aktuellen Herausforderungen an das Wohnen neu zu denken sowie eine durchdachte städtebauliche und architektonische Lösung zu gewähren, welche den Bewohnern ein persönliches Zuhause in einer qualitätsvollen Umgebung bietet. An der Fassade treten markante Fassadenelemente aus rotem Sichtbeton hervor und führen präzise Ästhetik und gewünschte Privatsphäre raffiniert zusammen.

Richtung Norden läuft das Grundstück an einer Ecke eng und spitz zusammen, Richtung Süden wird das Baufeld immer schmaler: Zuschnitt und Abmessungen der ehemaligen Industriefläche des Hamburger Hafens stellten das

große städtebauliche Hindernis dar, den neuen Wohnkomplex mit ausreichend Sonnenlicht, Grünflächen und frischer Luft zu versorgen. Erst nach Anpassungen der vorgeschriebenen Gebäudehöhen konnten die Architekten ihre maßgeschneiderte Idee vorstellen: Die Blockbebauung stuft von Nord nach Süd terrassenförmig ab, Einschnitte in der Gebäudestruktur sorgen für die Durchlüftung des Innenhofes und vor- und zurückspringende Fassadenelemente verringern die Massivität des so großen Bauvolumens. Die vielen Aspekte rund um die gesellschaftlichen, technologischen, ökologischen und ästhetischen Erfordernisse zu koordinieren und in Einklang zu bringen, ist an sich schon eine Mammutaufgabe. Handelt es sich zudem noch um die größte innerstädtische Baustelle Europas für ein Gebäude, ist die Aufmerksamkeit über die Grenzen hinaus sicher. Im besten Falle kann das Projekt somit auch zum Vorbild für weitere große Wohnkomplexe werden.

39 verschiedene Grundrisstypen

Aufgrund der Bauweise konnten ab dem ersten Geschoss über 300 Wohnungen mit insgesamt 21.000 m² Wohnfläche entstehen. Davon sind 224 Ein- und Zwei-Zimmer-Apartments und 18 Penthouses mit eigenen Dachterrassen. Die Wohnungen richten sich an mehrere Zielgruppen: von Jung bis Alt, von Singles über Paare bis zu kleinen Familien sowie Berufs- und Privatpendlern. Begegnungen und Konversation sind ausdrücklich erwünscht, nicht nur im zufälligen Vorbeigehen. Es ist die Verfügbarkeit von unterschiedlichen Gemeinschaftsflächen, die einen erheblichen Anteil im Gebäude haben und in der heutigen Zeit persönliche soziale Interaktion fördern und Lebensqualität steigern sollen. Dafür können von allen Bewohnern Co-Working-Flächen, Fitness- und Yogaräume, ein Clubbing-Bereich mit Küche, ein Dining Room, eine Bar und Lounge, ein Gaming Room sowie im sechsten Obergeschoss großzügige Terrassen mit Outdoorküchen und gemeinsamem Grillbereich genutzt werden. Gemeinschaft auf der einen Seite, Rückzug in die eigenen vier Wände auf der anderen Seite – das heutige Verständnis von öffentlich und privat wird in den Wohnungen selbst sichtbar: Aufgrund der vielen Gemeinschaftsflächen – insgesamt ca. 600 m² – sind die Wohnräume auf das Wesentliche reduziert: So sind in Einzimmerwohnungen Schlafen, Küche, Wohn- und Essbereich als ein großer Bereich konzipiert. In Zweizimmerwohnungen ist der Schlafbereich räumlich getrennt. Dennoch ist die Auswahl an Wohnungsgrundrissen groß: 39 verschiedene Grundrisstypen mit Wohnflächen von 38 bis 200 m² stehen zur



Die hochkomplexe Beton-Fertigteilfassade beim Eleven Decks löst alle Themen wie Brandschutz, Lärmimmissionen, Wohnraumlüftung sowie Privatheit auf den Balkonen und Loggien.

Verfügung. „Das Konzept der verschiedenen Wohngrundrisse für unterschiedliche Nutzer sowie der Community Spaces im Eleven Decks setzt Impulse für neue Wohnformen in Deutschland“, so Prof. Carsten Roth.

Variierende Fertigteillemente aus Beton

Mit Blick auf die Fassade und somit auf die für das Bauwerk charakteristischen roten Sichtbetonelemente wird die Komplexität deutlich. Es kommen gedrehte, in unterschiedlichen Breiten hergestellte Sichtbetonelemente zum Einsatz, welche als Balkone, Loggien mit Brüstung und als Sonderformate zum Beispiel an den Gebäudeecken ausgeführt wurden. Die variierenden Fertigteillemente sind so geschaffen, dass sowohl Privatheit für die Bewohner möglich als auch eine Individualität trotz der großen Wohnanlage erkennbar ist. Nicht sichtbar an dem Wohnkomplex sind die enormen Herausforderungen an die hohen Brandschutzanforderungen und die Lärmemissionen an diesem Standort. So können beispielsweise die Sichtbetonelemente den Brandüberschlag verhindern, zusätzlich schützen bewegliche Prallscheiben vor Lärm. Prof. Carsten Roth: „Die hochkomplexe Beton-Fertigteilfassade beim Eleven Decks löst alle Themen wie Brandschutz, Lärmimmissionen, Wohnraumlüftung sowie Privatheit auf den Balkonen und Loggien.“

Die monolithisch in einem markanten Rotton durchgefärbten Sichtbetonelemente verleihen den langen Fassaden eine plastische Tiefe und bieten wechselnde Licht- und Schattenspiele. Der Farbton spiegelt die roten Ziegelfassaden in der historischen Altstadt wider. Von hoher Bedeutung war die Farbton- und Oberflächenkonsistenz, welche durch einen besonders kalkhaltigen Zement von Heidelberg Materials im Werk Burglengenfeld erreicht werden konnte. Somit konnte eine gleichmäßige, homogene Gestaltung für die 540 Elemente garantiert werden. Der Sichtbeton weist sowohl zur Straße als auch auf der Innenseite dieselbe Qualität auf.

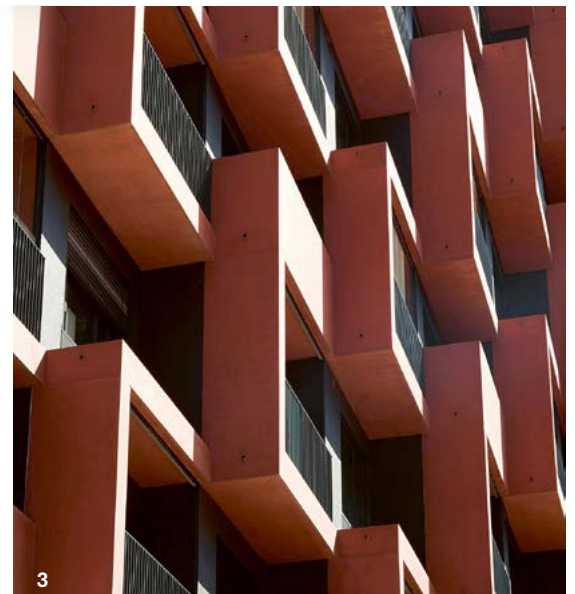
Hergestellt wurden die Elemente von der Firma Hemmerlein Ingenieurbau aus Bodenwöhr. In Zusammenarbeit mit der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) Regensburg wurde der rote Farbton mit gelben, braunen und roten Eisenoxidpigmenten entwickelt. Aufgrund der exakten Geometrie wurden die Bauteile in selbstverdichtendem Beton ausgeführt. Jedes Element ist bis zu 8,5 Tonnen schwer, wurde zusätzlich hydrophobiert für einen verbesserten Witterungsschutz, auf Tiefladern nach Hamburg transportiert und mittels Mobilkran, Turmdrehkran und He-

bebühnen montiert. Im Rohbau wurden bereits an den Ort betonwänden integrierte Konsolen berücksichtigt, an denen die Fertigteile befestigt wurden.

Das „Eleven Decks“ ist ein Beispiel für Wohnen in der heutigen Zeit und zeigt, dass städtebauliche Zwänge und widrige Umstände durchaus zu neuen innerstädtischen Wohnformen gekonnt beitragen können. Der wechselvolle Baukörper des „Eleven Decks“ reagiert mit Farbe, Form und Material – und nicht zuletzt mit dem hohen Anspruch in der Ausführung des Sichtbetons – auf den Stadtraum der Hafencity, der von einem Mix aus Wohn- und Geschäftshäusern sowie öffentlichen Plätzen geprägt ist. Diese städtebauliche Balance wird sich in Zukunft auch auf die Bewohner im gemeinschaftlichen und privaten Beisammensein positiv auswirken können.

Elena Berkenkemper
ist Architektin und Autorin.
Sie lebt und arbeitet in Düsseldorf.

www.carstenroth.com



1 - 3 Das neue Wohngebäude „Eleven Decks“ in der HafenCity Hamburg beeindruckt durch seine markante Architektur aus rotem Sichtbeton. Balkone und Loggien aus durchgefärbten monolithischen Betonfertigteilen setzen architektonische Akzente.



Erste CCC-Zertifizierungen

Um Anreize für eine emissionsarme und perspektivisch nahezu emissionsfreie Produktion von Zement zu schaffen, wurde von der International Energy Agency (IEA) ein System zur Bewertung von Zementen nach ihrem Treibhausgaspotenzial entwickelt. Das Konzept wurde im Stakeholderdialog „Leitmärkte für klimafreundliche Grundstoffe“ des damaligen Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz (BMWK) für die Umsetzung in Deutschland weiter spezifiziert.

Darauf aufbauend hat der Verein Deutscher Zementwerke e.V. (VDZ) ein privatwirtschaftlich initiiertes freiwilliges Label für Zement („CCC-Label“) eingeführt, um grüne Leitmärkte zu fördern. Zemente können künftig in Abhängigkeit von den Treibhausgasemissionen, die bei ihrer Herstellung entstehen, in eine „**Cement Carbon Class**“ (CCC) eingestuft werden.

Bei dem neuen CO₂-Label des VDZ wird die Klassifizierung klimafreundlicher Produkte wie folgt umgesetzt: Die Klassen A bis D kennzeichnen emissionsreduzierte Zemente mit einem CO₂-Fußabdruck zwischen 100 kg CO₂/t Zement und 500 kg CO₂/t Zement in vier Stufen. Als „Near Zero“-Zemente gelten solche mit einem CO₂-Fußabdruck von weniger als 100 kg CO₂/t Zement. Nach Einstufung eines Zements in eine der Klassen NZ bis D und entsprechender Zertifizierung haben Hersteller das Recht, für den Zement das erteilte CCC-Label beispielsweise auf Säcken und Lieferscheinen oder in Produktinformationen zu verwenden.

Als erstes Unternehmen in Deutschland hat Heidelberg Materials drei Zemente erfolgreich nach dem neuen CO₂-Label VDZ zertifizieren lassen. Die Produkte erfüllen die Anforderungen der Cement Carbon Classes (CCC) und markieren damit einen Meilenstein für klimafreundliches Bauen in Deutschland. Die zertifizierten Zemente – CEM II/C-M (S-LL) 42,5 N, CEM II/B-M (S-LL) 42,5 N und CEM III/A 32,5 N-LH – stammen aus dem Werk Burglengenfeld und erfüllen die Kriterien der CCC-Klasse C bzw. D. Sie unterschreiten den Schwellenwert von 500 kg CO₂-Äquivalent pro Tonne Zement, der laut VDZ als Maßstab für nachhaltige Zemente gilt.

<https://vdz.info/co2label>



Architekturpreise

Mit dem Architekturpreis Beton werden seit 1974 herausragende Leistungen der Architektur und Ingenieurbaukunst ausgezeichnet, deren Qualität von den nachhaltigen, gestalterischen, konstruktiven und technologischen Möglichkeiten des Baustoffs Beton geprägt ist. Der Preis wird durch das InformationsZentrum Beton in Kooperation mit der Bundesarchitektenkammer (BAK), dem Bund Deutscher Architektinnen und Architekten (BDA) und dem Callwey Verlag ausgelobt. 2026 wird der Architekturpreis Beton zum 23. Mal verliehen. Auslobung und Ausschreibungsunterlagen für den **Architekturpreis Beton 2026** werden ab Herbst 2025 unter www.architekturpreis-beton.de veröffentlicht.

Der **Concrete Design Competition** zum Thema **TRANSFORM** lädt Studierende der Architektur, des Designs und des Ingenieurwesens dazu ein, das Potenzial von Beton im Hinblick auf jegliche Vorstellung von Transformation zu erforschen und gestalterisch zu nutzen. Dabei kann es um die materialimmanenten Eigenschaften von Beton, seinen Herstellungsprozess oder seine Anwendung in neuen und bestehenden Strukturen gehen. Es können ästhetische Vorstellungen, konstruktive Systeme oder Fertigungsverfahren im Fokus stehen – ebenso wie wirtschaftliche Rahmenbedingungen, Anforderungen an Nachhaltigkeit oder gesellschaftliche Fragestellungen. TRANSFORM lässt sich als klassischer Arbeitsprozess mit Beton verstehen: Schalung bauen, gießen, ausschalen. Doch darin steckt noch viel mehr: Der Begriff verweist auf zentrale Herausforderungen unserer Zeit – wie Kreislaufwirtschaft, Emissionsreduzierung, Wiederverwendung und eine besonders langfristige Nutzung. Daraus ergibt sich eine veränderte Praxis des Bauens, Gestaltens und Nutzens. Eine ganze Branche steht vor der Aufgabe, sich grundlegend zu transformieren.

Die Gewinnerinnen und Gewinner des Wettbewerbs werden zu einer einwöchigen, praxisorientierten internationalen Masterclass nach Wien eingeladen. Zudem werden Preisgelder in Höhe von insgesamt 3.000 Euro und ein Sitz in der Jury des darauffolgenden Wettbewerbs im Jahr 2027 vergeben. Einsendeschluss ist der 8. April 2026.

www.architekturpreis-beton.de

www.concretedesigncompetition.de



Nachhaltig bauen mit Beton

Auf dem **4. Klimafestival** von BauNetz und Heinze am 19. und 20. November 2025 stellt das InformationsZentrum Beton im Rahmen eines Fachvortrages die neue Publikation **„Bezahlbar Bauen. Mit Beton.“** vor. Darüber hinaus informiert der Bundesverband der Deutschen Transportbetonindustrie (BTB) über das Zertifizierungssystem des Concrete Sustainability Councils (CSC).

Das Zertifizierungssystem des **Concrete Sustainability Councils (CSC)** für nachhaltig produzierten Beton und seine Ausgangsstoffe hat einen neuen Meilenstein erreicht. Erstmals findet die CSC-Zertifizierung Berücksichtigung in der höchsten Anerkennungsstufe im Zertifizierungssystem der Deutschen Gesellschaft für Nachhaltiges Bauen (DGNB).

Das von der „Nachhaltigkeitsinitiative Zement“ (CSI) des „Weltwirtschaftsrats für Nachhaltige Entwicklung“ (WBCSD) initiierte CSC wurde 2016 gegründet und findet weltweit zunehmend Zuspruch. Insbesondere in Deutschland dokumentieren inzwischen über 900 CSC-zertifizierte Werke und Anlagen die Anstrengungen der Branche für das nachhaltige Bauen. Der Bundesverband der Deutschen Transportbetonindustrie (BTB) agiert dabei als sogenannter „Regionaler Systembetreiber“ in Deutschland. Die Bedeutung der CSC-Zertifizierung ergibt sich insbesondere aus der Anerkennung durch internationale Systeme zur Bewertung der Nachhaltigkeit von Gebäuden. Dies sind Systeme wie BREEAM, LEED und DGNB. Dort finden beispielsweise die CSC-Zertifikate in Silber und Gold seit dem Jahr 2019 Anerkennung im DGNB-Umweltkriterium ENV 1.3 „Verantwortungsvolle Ressourcengewinnung“ in der Qualitätsstufe 1.2. Die seit 2020 mögliche CSC-Zertifizierung in Platin war seither gleichwertig anerkannt. Mit der aktuellen Version 3.0 der Platin-Zertifizierung schafft das CSC nun sogar den Sprung in die höchste Anerkennungsstufe der DGNB (QS1.3 nach DGNB Version 2018 bzw. QS4 nach DGNB Version 2023). Weitere Informationen über das CSC sowie eine Übersicht aller aktuell zertifizierten Anlagen und Werke in Deutschland finden sich online unter www.csc-zertifizierung.de.

www.csc-zertifizierung.de

www.nachhaltig-bauen-mit-beton.de



Veranstaltungen

Im Rahmen der Ulmer **BetonTage 2026** lädt das InformationsZentrum Beton (IZB) in Kooperation mit der Architekturzeitschrift DBZ am **12. März 2026** zum **Architekturforum** und zu einem inspirierenden Austausch über zeitgenössisches Bauen mit Beton ein. Im Mittelpunkt stehen herausragende Projekte, die zeigen, wie sich der Baustoff in seiner gestalterischen Vielfalt und unter dem Anspruch nachhaltiger Baukultur neu interpretieren lässt.

Architektinnen und Architekten präsentieren regionale, nationale und europäische Beispiele, die den verantwortungsvollen Umgang mit Beton ebenso thematisieren wie seine ästhetischen und konstruktiven Qualitäten. Die Beispiele zeigen, wie innovativ und differenziert der Werkstoff heute eingesetzt werden kann – von präzisen Details bis hin zu kraftvollen Raumkonzepten. Zu den Referenten zählen renommierte Persönlichkeiten wie **Prof. Lucio Blandini, Kai Otto, Thomas Steimle** und **David Brodbeck**, die Einblicke in ihre Arbeitsweise geben und eine Auswahl ihrer Werke vorstellen. Das Forum bietet damit nicht nur eine Plattform für die Präsentation außergewöhnlicher Architektur, sondern auch für die Diskussion über die Zukunft des Bauens mit Beton. Die Veranstaltung richtet sich an Planende, Bauherren und alle, die sich für die gestalterischen und nachhaltigen Potenziale des Materials interessieren – und macht deutlich, dass Beton weit mehr ist als ein Baustoff: Er ist ein Medium für Architektur von bleibender Qualität.

Am **17. März 2026** findet in Karlsruhe das **22. Symposium Baustoffe und Bauwerkserhaltung** statt – eine Kooperation des InformationsZentrums Beton (IZB) mit dem Karlsruher Institut für Technologie (KIT) sowie der Regionalgruppen 8 und 10 des Verbands Deutscher Betoningenieure (VDB). Unter dem Leitthema **„Bauen mit Beton für morgen“** widmet sich die Tagung den zentralen Zukunftsfragen des Bauens: Kreislaufwirtschaft, Ressourcenschonung und CO₂-Reduktion. Fachleute diskutieren Ansätze, wie Beton nachhaltig und innovativ weitergedacht werden kann.

Die Anmeldung zu beiden Veranstaltungen erfolgt unter:

www.beton.org/kalender

PROJEKT- UND FOTONACHWEIS

Projektnachweis:

Titelfoto: Stadthaus, Kirchheim unter Teck, mehr* architekten
 *brodbeck *rössler *van het hekke partnerschaft mbB, freie architekten
 BDA, Kirchheim unter Teck; Seite 2 [1] Umnutzung Felix-Platter-Spital, Basel, Müller Sigrist Architekten AG, Zürich, und Rapp AG, Basel; 4 [1] Mehrgenerationenhaus am Schlachtensee, Berlin, augustinundfrank/winkler, Architekten PartG mbB, Berlin; 4 [2] Stadthaus, Kirchheim unter Teck, mehr* architekten; 4 [3] Thürwachterhaus, Ingolstadt, Büro Mühlbauer, Ingolstadt; 4/5 [4] Rivus Vivere – Stadtbaustein Breitenfurter Straße, Wien, PPAG architects ztgmbh, Wien; 7 [1] Modell elastische Wohnung, PPAG architects; 7 [2] Typologien für eine elastische Wohnung, PPAG architects; 8 [1+2] Ausstellung „Willst du wirklich wohnen wie deine Mutter? im Aedes Architekturforum, Berlin, 2017, PPAG architects; 9 [3] Neues Quartier Moselstraße der Baugenossenschaft Münster am Neckar eG (BGM) in Kooperation mit der Internationalen Bauausstellung 2027 StadtRegion Stuttgart (IBA'27), PPAG architects; 10 [1], 11 [2], 12 [1] Rivus Vivere – Stadtbaustein Breitenfurter Straße, Wien, PPAG architects; 13 [2] Haus 10 Otto-Wagner-Spital, Wien, PPAG architects; 14 [1] Wohnprojekt Louis, Berlin, PPAG architects; 15 [2+3] Wettbewerbsbeitrag Neubau des Besucherzentrums vor der Österreichischen Galerie Belvedere, Wien, PPAG architects; 17 [1-3] Wohnprojekt „Chamäleon“, Kirchheim unter Teck, mehr* architekten; 18/19 [1], 20/21 [1-3] Stadthaus, Kirchheim unter Teck, mehr* architekten; 23 [1-3], 25 [2+3] Platensiedlung Frankfurt /M., Stefan Forster GmbH, Frankfurt / M.; 26/27 [1-3] Wohnquartier Hagener Straße Düsseldorf, Stefan Forster GmbH, Frankfurt / M.; 28/29 [1-3] Wohnbebauung Schopenhauerstraße, Aschaffenburg, Stefan Forster GmbH, Frankfurt / M.; 31 [1], 32/33 [1-4] Umbau Bundeswehrhochhaus Bremen, Planung EM2N, Zürich / Realisierung Westphal Architekten BDA, Bremen; 34 [1], 36/37 [1-3] Mehrgenerationenhaus am Schlachtensee, Berlin, augustinundfrank/winkler, Architekten PartG mbB, Berlin; 39 [1] Ehemaliges Lysbüchel-Parkhaus, Basel; 39 [2] 40 [1+2] Wohnbauprojekt Elementa, Basel, PARABASE GmbH, Basel; 42/43 [1+2], 44/45 [1+2] Neubau Wohnhäuser, Ute-Strittmatter-Straße, München, 03 Arch. GmbH, München, ENEFF Architekten, München, illiz architektur ZT, Wien/Zürich, Westner Schührer Zöhler, München, Uniola Landschaftsarchitektur, München; 46/47 [1-4], 48/49 [1-3] Umnutzung Felix-Platter-Spital, Basel, Müller Sigrist Architekten AG, Zürich, und Rapp AG, Basel; 53 [1-3], 54/55 [1], Thürwachterhaus, Ingolstadt, Büro Mühlbauer, Ingolstadt; 56/57 [1-4] House with two courtyards, Büro Mühlbauer, Ingolstadt; 58/59 [1-3] Eleven Decks, Hamburg, Carsten Roth International GmbH, Hamburg; 63 [1] Mehrgenerationenhaus am Schlachtensee, Berlin, augustinundfrank/winkler, Architekten PartG mbB, Berlin.

Fotonachweis:

Titelfoto: Sebastian Schels: Seite 2 [1] Ariel Huber; 4 [1] Andrew Alberts; 4 [2] Sebastian Schels; 4 [3] Ralph Feiner; 4/5 [4] Hertha Hurnaus; 6 Anna-Sophia-Russmann; 7 [1+2] PPAG architects ztgmbh, Wien; 7 [3] Stefanie Schwarzwimmer; 8 [1+2] Wolfgang Thaler; 9 [3] PPAG architects / joyjoy studio; 10 [1] Hertha Hurnaus; 11 [2] Hertha Hurnaus; 12 [1] Hertha Hurnaus; 13 [2] Hertha Hurnaus; 14 [1] Jan Bitter; 15 [2+3] PPAG architects; 16 Michael Jäger; 17 [1-3] Sebastian Schels; 18/19 [1] Sebastian Schels; 20/21 [1-3] Sebastian Schels; 22 Lisa Farkas; 23 [1] ABG / Andreas Bierich; 23 [2+3] Skykamera GbR; 24 [1] Stefan Forster GmbH, Frankfurt / M.; 25 [2+3] Lisa Farkas; 26/27 [1-3] Lisa Farkas; 28/29 [1-3] Lisa Farkas; 30 privat; 31 [1] EM2N AG, Zürich; 31 [unten] privat; 32 [1] Westphal Architekten BDA, Bremen; 32 [2+3] GEWOBA; 33 [4] EM2N AG, Zürich; 34/35 [1+2] Andrew Alberts; 36/37 [1-3] Andrew Alberts; 38 PARABASE GmbH; 39 [1+2] PARABASE GmbH; 40/41 [1-4] PARABASE GmbH; 42/43 [1+2] The Pk. Odessa Co / Lanz, Schels; 44/45 [1+2] The Pk. Odessa Co / Lanz, Schels; 46 [1+2] Sigrist Architekten AG, Basel; 47 [1+2] Ariel Huber; 48/49 [1-3] Ariel Huber; 52 privat; 53 [1-3] Ralph Feiner; 54/55 [1] Ralph Feiner; 56/57 [1-4] Mikael Olsson; 58/59 [1-3] Klaus Frahm; 60 [1] Verein Deutscher Zementwerke e. V. (VDZ); 60/61 [2-4] InformationsZentrum Beton (IZB); 63 [1] Andrew Alberts.

betonprisma

Beiträge zur Architektur
62. Jahrgang
Ausgabe 118/2025

Herausgeber
InformationsZentrum Beton GmbH
Toulouser Allee 71, 40476 Düsseldorf

Redaktionsleitung
Ulrich Nolting
InformationsZentrum Beton GmbH
Toulouser Allee 71, 40476 Düsseldorf
Telefon: 0211 28048-300
ulrich.nolting@beton.org

Redaktionsbeirat
Julian Biermann, Michael Buchmann,
Sabine Schädle, Dr. Simeon Stracke

Fachliche Beratung
Dr. Thomas Richter

Idee und Konzeption
Baukultur + Kommunikation,
Düsseldorf / Berlin

Gestaltung
Heidrun Ohlenforst, Düsseldorf

Lektorat
Textpur, München

Gesamtherstellung
Gotteswinter und FIBO Druck-
und Verlags GmbH, München
Klimaneutral gedruckt, 100 % Recyclingpapier.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und
Fotos wird keine Haftung übernommen.

Dieses Werk und seine Beiträge sind
urheberrechtlich geschützt. Jede Wiedergabe,
auch auszugsweise, bedarf der Zustimmung
des Herausgebers. Die Beiträge in betonprisma
geben die Meinung der Autorinnen und Autoren
wieder. Sie entsprechen nicht notwendigerweise
den Ansichten des Herausgebers.

ISSN-Nr. 0722-8643

betonprisma erscheint zweimal jährlich.
Alle künftigen Hefte können Sie unter
www.betonprisma.de/service abonnieren.

Die Ausgaben von betonprisma
finden Sie digital unter
www.betonprisma.de



INNOVATION

Der Baustoff Beton hat unsere Baukultur so stark geprägt wie kein anderer. Seine Dauerhaftigkeit und seine Formbarkeit revolutionierten das Bauen immer wieder – von der römischen Antike über das 19. Jahrhundert bis heute. Das Pantheon in Rom, unsere Gebäude und Infrastrukturbauten aus Stahlbeton – heute bauen wir u. a. mit CO₂-optimierten Zementen, mit Recyclingbeton, 3D-Druckverfahren und Carbonbeton.

Angesichts der anstehenden Transformation des Bausektors arbeiten Forschung und Praxis enger zusammen als je zuvor, um Antworten zu geben auf Fragen der weiteren CO₂-Reduktion und des ressourcenschonenden und bezahlbaren Bauens. Was gestern noch Pilot war, wird heute auf Baustellen und in Betonwerken getestet – und wird morgen Teil neuer Standards sein.

Die kommende Ausgabe von betonprisma widmet sich diesem Spannungsfeld: Wo liegen die entscheidenden Innovationspfade? Welche Projekte zeigen schon jetzt, wie die Bauwende gelingen kann? Mit welchen Innovationen und neuen Ideen lässt sich das Bauen mit Beton noch nachhaltiger gestalten? Wo stehen wir heute – und was wird morgen sein?

betonprisma „Innovation“ erscheint **im Mai 2026**.

betonprisma erscheint zweimal jährlich. Alle künftigen Hefte können Sie unter **www.betonprisma.de/service** abonnieren.

Unsere Social-Media-Präsenzen finden sie unter **www.beton.org/socialmedia**.



Beton